

DER FELS

Papst Benedikt XVI.:

Wir brauchen ein unruhiges
und offenes Herz

275

Prof. Dr. Hubert Gindert:

Der Hoffnung wieder Raum geben

280

Jürgen Liminski:

Zaghafter Aufruf zur Suche nach
der Wahrheit

290

Katholisches Wort in die Zeit

38. Jahr Nr. 10 Oktober 2007



INHALT

Papst Benedikt XVI.:
Wir brauchen ein unruhiges und
offenes Herz275

Nathanael Liminski:
Papstbesuch in Europa278

Prof. Dr. Hubert Gindert:
Der Hoffnung wieder Raum geben280

Interview mit Bischof Clemens Pickel:
Im Mittelpunkt ist die Feier der
Eucharistie284

Pfr. Erwin Reichart:
Versöhnung mit der „alten“ Messe287

Dekan Ludwig Gschwind:
Christoph von Schmid
– Erneuerer des katholischen
Glaubens nach der Säkularisation288

Jürgen Liminski:
Zaghafter Aufruf zur Suche nach
der Wahrheit.....290

Franz Salzmacher:
„Ohne Gott hängt die Wertediskussion
in der Luft“293

Pfr. Georg Alois Oblinger:
Warum Chesterton wieder
gelesen wird294

Auf dem Prüfstand296
Zeit im Spektrum298
Bücher300

Impressum „Der Fels“ Oktober 2007 Seite 303
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild: Papstbesuch in Mariazell
Fotos: www.basilika-mariazell.at und www.kathbild.at

Fotos: 275 www.basilika-mariazell.at
276, 278, 279 www.kathbild.at; **280, 281, 282, 283**
Renate Gindert; **285, 286** G2W Stieger; **288, 289**
U. Creutz: Christoph von Schmid, Anton H. Konrad
Verlag, 2004, Abb 1, Abb 70; **291, 292** Liminski; **294,**
304 Archiv;



Liebe Leser,

Tertullian, eine der großen Gestalten aus der Zeit des frühen Christentums, stellte einmal fest: „Es gibt nichts im Handeln Gottes, was den menschlichen Geist mehr verwirrt als die Unverhältnismäßigkeit zwischen der Einfachheit der verwendeten Mittel und der Großartigkeit der erreichten Wirkungen: Das genaue Gegenteil dessen, was im menschlichen Tun geschieht.“

Einen Abglanz dessen, was Tertullian sagt, sehen wir im Wirken des Repräsentanten der katholischen Kirche. Der Nachfolger des heiligen Petrus vertritt den kleinsten Staat dieser Welt und zugleich die spirituelle Supermacht der Erde. In seinem noch kurzen Pontifikat hat der 80jährige Papst – Benedikt XVI. – Initiativen ergriffen, deren Sprengkraft und Langzeitwirkungen kaum abgeschätzt werden können. Ich nenne hier zuerst die Enzyklika „Gott ist die Liebe“, die ein Gottesbild vermittelt, das selbst Ungläubige anrührt und das einem Terrorismus im Namen Gottes jede Legitimation nimmt, und dann die Regensburger Rede, die Gewalt als Mittel zur Ausbreitung des Glaubens als absurd erscheinen lässt und jedem gewaltsamen Konflikt zwischen den Religionen den Boden entzieht.

Benedikt XVI. weiß, dass Asien das große Missionsfeld des 21. Jahrhunderts ist. Eine Schlüsselstellung für Asien nimmt das Milliardenvolk der Chinesen ein. Im Brief des Papstes an die Katholiken Chinas geht es nicht nur um die Rückbindung der staatstreuen Kirche an Rom und um deren Aussöhnung mit der romtreuen Kirche im Untergrund. Es geht darüber hinaus um Religionsfreiheit und um das Angebot einer loyalen Mitarbeit der Katholiken am Staat gemäß dem Wort Christi „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott,

was Gottes ist“. Die Kirche kann der neuen politischen und wirtschaftlichen Großmacht China, in der der Marxismus als Staatsideologie immer kraftloser wird, ein spirituelles und moralisches Fundament geben.

Einigkeit unter den Katholiken und Aussöhnung mit den Gläubigen, die der vorkonziliaren Form der Eucharistiefeyer verbunden sind, ist auch das Ziel des Motu Proprio, das Benedikt XVI. am 7. Juli 2007 verkündet hat. Die Kirche braucht für die geistige Auseinandersetzung und für die Neuevangelisierung alle verfügbaren Kräfte. Sie benötigt aber auch eine sichere Identität und eine klare Begrifflichkeit über sich selber. Dazu trägt das Schreiben der Glaubenskongregation „Zu einigen Aspekten bzgl. der Lehre der Kirche“ vom 29. Juni 2007 bei. Dass sich darüber einige aufgeregt haben, sollte man als Provinztheater sehen. Die Weltkirche zieht weiter.

Wurde schon die Enzyklika Johannes Pauls II. „Glaube und Vernunft“ vom 14. September 1998 von den Atheisten als eine Provokation empfunden, weil Glaube und Vernunft Gegensätze seien und der Glaube durch die Aufklärung des 18. Jahrhunderts im Grunde überwunden sei, so stellt Benedikt XVI. dieses Credo der Atheisten in Frage. Dieser Papst verkörpert geradezu in seiner Person die Einheit von Glaube und Vernunft. Damit ist die exklusive Beanspruchung der Vernunft und die geistige Diktatur der Atheisten und Agnostiker über die Kultur in Westeuropa gefährdet und die Auseinandersetzung mit ihnen vorprogrammiert.

Der französische Philosoph René Girard sieht eine christliche Renaissance voraus. Wir stünden „am Vorabend einer Revolution unserer Kultur“. Benedikt XVI. führt die Menschen mit der Botschaft Christi in diese Zeit hinein. Der Papst „arbeitet viel und legt ein hohes Tempo vor“ (Georg Gänswein). Es liegt an uns, mit ihm Schritt zu halten.

*Mit den besten Wünschen aus
Kaufering
Ihr Hubert Gindert*

Wir brauchen ein unruhiges und offenes Herz

Predigt in Mariazell am 8. September 2007

Liebe Brüder und Schwestern,

bei unserer großen Wallfahrt nach Mariazell feiern wir das Patrozinium dieses Heiligtums, das Fest Mariä Geburt. Seit 850 Jahren kommen hierher Beter aus verschiedenen Völkern und Nationen mit den Anliegen ihres Herzens und ihres Landes, mit den Sorgen und den Hoffnungen ihrer Seele. So ist Mariazell für Österreich und weit über Österreich hinaus ein Ort des Friedens und der versöhnten Einheit geworden.

Hier erfahren wir die tröstende Güte der Mutter; hier begegnen wir Jesus Christus, in dem Gott mit uns ist, wie das heutige Evangelium sagt – Jesus, von dem wir in der Lesung aus dem Propheten Micha gehört haben: Und er wird der Friede sein (5,4).

In die große Pilgerschaft vieler Jahrhunderte reihen wir uns heute ein. Wir halten Rast bei der Mutter des Herrn und bitten sie: Zeige uns Jesus. Zeige uns Pilgern ihn, der der Weg und das Ziel zugleich ist: die Wahrheit und das Leben.

Das Evangelium, das wir eben gehört haben, öffnet unseren Blick noch weiter. Es stellt die Geschichte Israels von Abraham an als einen Pilgerweg dar, der in Aufstiegen und Abstiegen, auf Wegen und Umwegen letztlich zu Jesus Christus führt. Der Stammbaum mit seinen hellen und finsternen Gestalten, mit seinem Gelingen und seinem Scheitern zeigt uns, dass Gott auch auf den krummen Linien unserer Geschichte gerade schreiben kann.

Gott lässt uns unsere Freiheit und er weiß doch, in unserem Versagen neue Wege seiner Liebe zu finden. Gott scheitert nicht. So ist dieser Stammbaum eine Gewähr für Gottes

Treue; eine Gewähr dafür, dass Gott uns nicht fallen lässt und eine Einladung, unser Leben immer neu nach ihm auszurichten, immer neu auf Jesus Christus zuzugehen.

Pilgern heißt, eine Richtung zu haben, auf ein Ziel zugehen. Dies gibt auch dem Weg und seiner Mühsal seine Schönheit. Unter den Pilgern des Stammbaums Jesu waren manche, die das Ziel vergessen haben und sich selber zum Ziel machen wollten. Aber immer wieder hat der Herr auch Menschen erweckt, die sich von der Sehnsucht nach dem Ziel treiben ließen und danach ihr Leben ausrichteten.

Der Aufbruch zum christlichen Glauben, der Anfang der Kirche Jesu Christi, ist möglich geworden, weil es in Israel Menschen des suchenden Herzens gab – Menschen, die sich nicht in der Gewohnheit einhausten, sondern nach Größerem Ausschau hielten: Zacharias, Elisabeth, Simeon, Anna, Maria und Josef, die Zwölf und viele andere.

Weil ihr Herz wartete, konnten sie in Jesus den erkennen, den Gott gesandt hatte, und so zum Anfang seiner weltweiten Familie werden. Die Heidenkirche ist möglich geworden, weil es sowohl im Mittelmeerraum wie im Vorderen und Mittleren Asien, wohin die Boten Jesu kamen, wartende Menschen gab, die sich nicht mit dem begnügten, was alle taten und dachten, sondern nach dem Stern suchten, der sie den Weg zur Wahrheit selbst, zum lebendigen Gott weisen konnte.

Dieses unruhige und offene Herz brauchen wir. Es ist der Kern der Pilgerschaft. Auch heute reicht es nicht aus, irgendwie so zu sein und zu denken wie alle anderen. Unser Leben ist weiter angelegt. Wir brauchen

Gott, den Gott, der uns sein Gesicht gezeigt und sein Herz geöffnet hat: Jesus Christus.

Johannes sagt von ihm zu Recht, dass er der einzige ist, der Gott ist und am Herzen des Vaters ruht. So konnte auch nur er aus dem Inneren Gottes selbst uns Kunde bringen von Gott – Kunde auch, wer wir selber sind, woher wir kommen und wohin wir gehen. Sicher, es gibt viele große



Die Statue der Gnadenmutter von Mariazell

Persönlichkeiten in der Geschichte, die schöne und bewegende Gotteserfahrungen gemacht haben.

Aber es bleiben menschliche Erfahrungen mit ihrer menschlichen Begrenztheit, Nur ER ist Gott, und ER ist daher die Brücke, die Gott und Mensch wirklich zueinander kommen lässt. Wenn wir Christen ihn daher den einzigen für alle gültigen Heilsvermittler nennen, der alle angeht und dessen letztlich alle bedürfen, so ist dies keine Verachtung der anderen Religionen und keine hochmütige Absolutsetzung unseres eigenen Denkens, sondern es ist das Ergriffensein von dem, der uns angerührt und uns beschenkt hat, damit wir auch andere beschenken können.

In der Tat setzt sich unser Glaube entschieden der Resignation ent-

gegen, die den Menschen als der Wahrheit unfähig ansieht – sie sei zu groß für ihn. Diese Resignation der Wahrheit gegenüber ist meiner Überzeugung nach der Kern der Krise des Westens, Europas. Wenn es Wahrheit für den Menschen nicht gibt, dann kann er auch nicht letztlich Gut und Böse unterscheiden.

Und dann werden die großen und großartigen Erkenntnisse der Wissenschaft zweischneidig: Sie können bedeutende Möglichkeiten zum Guten, zum Heil der Menschen sein, aber auch - und wir sehen es -- zu furchtbaren Bedrohungen, zur Zerstörung des Menschen und der Welt werden. Wir brauchen Wahrheit.

Aber freilich, auf Grund unserer Geschichte haben wir Angst davor, dass der Glaube an die Wahrheit

Intoleranz mit sich bringe. Wenn uns diese Furcht überfällt, die ihre guten geschichtlichen Gründe hat, dann wird es Zeit, auf Jesus hinzuschauen, wie wir ihn hier im Heiligtum zu Mariazell sehen.

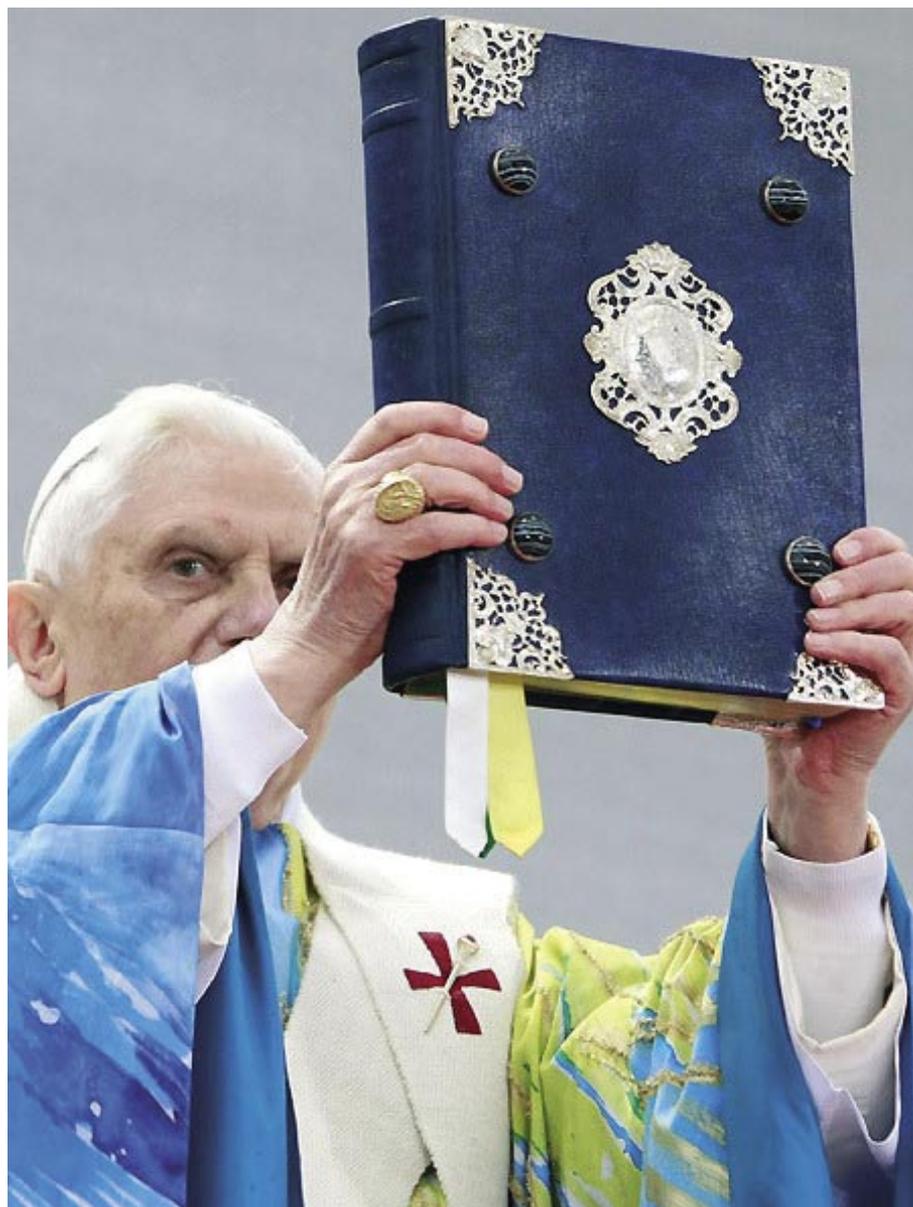
Wir sehen ihn da in zwei Bildern: als Kind auf dem Arm der Mutter und über dem Hochaltar der Basilika als Gekreuzigten. Diese beiden Bilder der Basilika sagen uns: Wahrheit setzt sich nicht mit äußerer Macht durch, sondern sie ist demütig und gibt sich dem Menschen allein durch die innere Macht ihres Wahrseins.

Wahrheit weist sich aus in der Liebe. Sie ist nie unser Eigentum, nie unser Produkt, sowie man auch die Liebe nicht machen, sondern nur empfangen und weiterschenken kann. Diese innere Macht der Wahrheit brauchen wir. Dieser Macht der Wahrheit trauen wir als Christen. Für sie sind wir Zeugen. Sie müssen wir weiterschenken in der Weise, wie wir sie empfangen haben, wie sie sich geschenkt hat.

„Auf Christus schauen“ heißt das Leitwort dieses Tages. Dieser Anruf wird für den suchenden Menschen immer wieder von selbst zur Bitte, zur Bitte besonders an Maria, die ihn uns als ihr Kind geschenkt hat: „Zeige uns Jesus!“ Beten wir heute so von ganzem Herzen; beten wir so auch über diese Stunde hinaus, inwendig auf der Suche nach dem Gesicht des Erlösers. „Zeige uns Jesus!“

Maria antwortet, indem sie uns ihn zunächst als Kind zeigt. Gott hat sich klein gemacht für uns. Gott kommt nicht mit äußerer Macht, sondern er kommt in der Ohnmacht seiner Liebe, die seine Macht ist. Er gibt sich in unsere Hände. Er bittet um unsere Liebe. Er lädt uns ein, selbst klein zu werden, von unseren hohen Thronen herunter zu steigen und das Kindsein vor Gott zu erlernen.

Er bietet uns das Du an. Er bittet, dass wir ihm vertrauen und so das Sein in der Wahrheit und in der Liebe erlernen. Das Kind Jesus erinnert uns natürlich auch an alle Kinder dieser Welt, in denen er auf uns zugehen will. An die Kinder, die in der Armut leben; als Soldaten missbraucht werden; die nie die Liebe der Eltern erfahren durften; an die kranken und



leidenden, aber auch an die fröhlichen und gesunden Kinder.

Europa ist arm an Kindern geworden: Wir brauchen alles für uns selber, und wir trauen wohl der Zukunft nicht recht. Aber zukunftslos wird die Erde erst sein, wenn die Kräfte des menschlichen Herzens und der vom Herzen erleuchteten Vernunft erlöschen – wenn das Antlitz Gottes nicht mehr über der Erde leuchtet. Wo Gott ist, da ist Zukunft.

„Auf Christus schauen“: Werfen wir noch einen kurzen Blick auf den Gekreuzigten über dem Hochaltar. Gott hat die Welt nicht durch das Schwert, sondern durch das Kreuz erlöst. Sterbend breitet Jesus die Arme aus. Dies ist zunächst die Gebärde der Passion, in der er sich für uns annageln lässt, um uns sein Leben zu geben.

Aber die ausgebreiteten Arme sind zugleich die Haltung des Betenden, die der Priester mit seinen im Gebet ausgebreiteten Armen aufnimmt: Jesus hat die Passion, sein Leiden und seinen Tod in Gebet umgewandelt, in einen Akt der Liebe zu Gott und zu den Menschen.

Darum sind die ausgebreiteten Arme des Gekreuzigten endlich auch ein Gestus der Umarmung, mit der er uns an sich ziehen, in die Hände seiner Liebe hineinnehmen will. So ist er das Bild des lebendigen Gottes, Gott selbst, ihm dürfen wir uns anvertrauen.

„Auf Christus schauen!“. Wenn wir das tun, dann sehen wir, dass das Christentum mehr und etwas anderes ist als ein Moralsystem, als eine Serie von Forderungen und von Gesetzen. Es ist das Geschenk einer Freundschaft, die im Leben und im Sterben trägt: „Nicht mehr Knechte nenne ich euch, sondern Freunde“, sagt der Herr zu den Seinen.

Dieser Freundschaft vertrauen wir uns an. Aber gerade weil das Christentum mehr ist als Moral, eben das Geschenk einer Freundschaft, darum trägt es in sich auch eine große moralische Kraft, deren wir angesichts der Herausforderungen unserer Zeit so sehr bedürfen. Wenn wir mit Jesus Christus und seiner Kirche den Dekalog vom Sinai immer neu lesen und in seine Tiefe eindringen, dann zeigt sich eine große, gültige, bleibende Weisung.

Der Dekalog ist zunächst ein Ja zu Gott, zu einem Gott, der uns liebt und der uns führt, der uns trägt und uns doch unsere Freiheit lässt, ja, sie erst zur Freiheit macht (die ersten drei Gebote). Er ist ein Ja zur Familie (4. Gebot), ein Ja zum Leben (5. Gebot), ein Ja zu verantwortungsbewusster Liebe (6. Gebot), ein Ja zur Solidarität, sozialen Verantwortung und Gerechtigkeit (7. Gebot), ein Ja zur Wahrheit (8. Gebot) und ein Ja zur Achtung anderer Menschen und dessen, was ihnen gehört (9.-10. Gebot). Aus der Kraft unserer Freundschaft mit dem lebendigen Gott heraus leben wir dieses vielfältige Ja und tragen es zugleich als Wegweisung in unsere Welt hinein.

„Zeige uns Jesus!“ Mit dieser Bitte zur Mutter des Herrn haben wir uns hierher auf den Weg gemacht. Diese Bitte begleitet uns zurück in den Alltag hinein. Und wir wissen, dass Maria unsere Bitte erhört: Ja, wann immer wir zu Maria hinschauen, zeigt sie uns Jesus. So können wir den rechten Weg finden, ihn Stück um Stück gehen, der getrosten Freude voll, dass der Weg ins Licht führt – in die Freude der ewigen Liebe hinein. Amen.

Wir bitten Sie um Unterstützung: Spenden für den „FELS“

Wir bitten all unsere Leser, denen es möglich ist, uns auch weiterhin durch Spenden zu helfen, ohne die wir die Zeitschrift nicht herausbringen können. Alle unsere Freunde aber bitten wir, unsere Arbeit – das ist noch wichtiger – durch ihr Gebet mitzutragen.

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V., Landsberg-Ammersee Bank eG, KontoNr.: 514 75 22, BLZ: 700 916 00;

Österreich: Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V., Konto Nr.: 2 493 378, BLZ: 55 000;

Schweiz: Fels e.V., Schweizer Postscheckkonto Nr.: 40-352273-9

Für übrige EU-Länder: IBAN (=Internationale Kontonummer) DE 46 7009 1600 0005 1475 22 und BIC (Identifikation des Kreditinstitutes) GENODEF1DSS.

Ein herzliches Vergelt's Gott für Ihr Wohlwollen.

Ihre FELS Redaktion

Papstbesuch in Europa

*Benedikt XVI. hat in Österreich Europa besucht. Sein Name ist Programm.
Einige Beobachtungen vor Ort.*

Als Joseph Kardinal Ratzinger sich nach seiner Wahl zum Nachfolger Petri den Namen „Benedikt“ gab, wetteiferten die Journalisten aus aller Welt, wer die überzeugendere Deutung habe. Bezüge zu Pontifikaten vorangegangener Träger dieses Namens wurden hergestellt, Leitlinien für das kommende Pontifikat des neuen Papstes noch vor dessen offizieller Amtseinführung festgestellt. Die These, dass Benedikt XVI., der deutsche Papst, sich besonders der Situation des Christentums im Abendland annehmen werde, setzte sich schnell durch. Wenige Medienvertreter hingegen werden erwartet haben, dass der Stellvertreter Christi in Rom tatsächlich so viel Augenmerk der Gesellschaft und der Kirche in Europa widmen werde.

Die knapp zweieinhalb Jahre des laufenden Pontifikats jedoch weisen eine bestechende Besuch-Bilanz auf: zwei in Deutschland, je einer in Polen, Spanien, mehrfach Italien und nun Österreich, sowie der Besuch an der Peripherie – in der Türkei –, dem steht nur ein längerer Aufenthalt in Südamerika gegenüber. Über Missachtung durch den Heiligen Vater können die Europäer sich nicht beschweren. Doch was, wenn die persönliche Hinwendung des Papstes, verbunden mit dem Scheinwerferlicht der Medien, Missstände aufdeckt und zu neuem Verantwortungsbewusstsein drängt? Genau dies war nun in Österreich zu beobachten.

Momentaufnahme: Ein ansehnlicher Altbau mitten in der City von Wien. Burgtheater und Universität sind nicht weit, die Fakultät für Katholische Theologie um die Ecke. In diesem vierstöckigen Altbau aus dem 16. Jahrhundert, in dem der österreichische Außenminister und Bun-

deskanzler Leopold Figl lebte und arbeitete, erwartet man nun die Zentrale eines Konzerns, vielleicht einer erfolgreichen Unternehmensberatung. Auf eine Art Unternehmensberatung trifft man denn auch: Die geistliche Gemeinschaft Emmanuel hat in die-



sem Bau die „Akademie für Evangelisation“ eingerichtet. Ihr Selbstverständnis: „Im Figl-Haus suchen wir heute den Dialog mit verschiedenen gesellschaftlichen Kräften, um aus dem Evangelium heraus den Aufbau der Gesellschaft mitzugestalten.“ Benedikt XVI. hätte wohl seine helle Freude daran, hier selbst Dozent zu sein. Die Akademie bietet Kurse zu Dialog und Mission, Medien und Vision und: Europa und Spirit. Ganz im Sinne des Papstes. Mitten in Wien, mitten in Europa. Ein eigener Studiengang zu Mission in Kooperation mit der Wiener Universität soll künftig der katholischen Kirche jährlich 30 bis 40 professionelle Multiplikatoren zur Verfügung stellen. Vom Flyer bis zur Veranstaltungsform ist alles darauf abgestimmt, „die Menschen da draußen“ zu erreichen. Keine eitle Selbstvergewisserung, sondern Mission mit neuen Mitteln.

Ortswechsel: Ein Mittwochabend im Pfarrhaus von St. Stephan im Herzen Wiens. Etwa 80 bis 100 Jugendliche der Loretto-Gemeinschaft treffen sich zum Gebet. Neben freiem

Gebet, Gesang und Vortrag steht auch Anbetung auf dem Programm, stellt wohl den Kern des Programms dar. Die Stimmung im Raum packt jeden Besucher, auch abgekühlte Deutsche aus dem hohen Norden. Es wird für den anstehenden Papstbesuch gebetet. Die Menschen mögen dem Papst offen begegnen, er möge die richtigen Worte finden. Dabei bleibt es nicht. „Wir“ – damit meinen die anwesenden Jugendlichen (tatsächlich) sich selbst – mögen dazu befähigt werden, die Menschen vorzubereiten, den Boden aufzubereiten, den Besuch des Papstes nachzubereiten, in Wien, Österreich und Europa. Allen im Raum scheint bewusst zu sein, dass ein Wochenende

etwas Flüchtiges ist, drei Tage mit dem Papst hingegen nicht am vierten Tag vergessen sind. Vergessen sein dürfen. Sorge dafür tragen sollen nicht allein die Bischöfe, auch nicht der Gastgeber Kardinal Schönborn von Wien, der in engem Kontakt zu den geistlichen Gemeinschaften steht. Die jungen Menschen selbst wollen es tun. Ein beeindruckendes Zeugnis. Man meint die Worte des Papstes fühlen zu können: „Die Kirche lebt. Und die Kirche ist jung.“

Der Papst selbst sorgt dafür, dass seine Tage in Österreich nicht ohne Nachwirkung bleiben. In knapp zweieinhalb Tagen hält er elf Ansprachen und Predigten – trotz seiner angeschlagenen Gesundheit. Die ausgefallene Mikrofon-Anlage eines seiner ersten Auftritte am Hof in Wien nimmt der Heilige Vater gelassen. Kardinal Schönborn stimmt ein Vaterunser an und führt den Gast zurück zum Wagen. Der Papst ist Gast, bezeichnet sich selbst immer wieder als „Pilger“. Und verhält sich auch als solcher. Authentische Bilder entstehen. Sie haben vielleicht längere Halbwertszeiten als

so manches Wort des Papstes in den Ohren der vom Dauerregen durchnässten Gläubigen.

Mit seiner Kritik an der weit verbreiteten „Resignation gegenüber der Wahrheit“ benennt der Papst nach Auffassung vieler Zuhörer den Kern der von vielen Seiten festgestellten Sinnkrise unserer Zeit. Doch im Gegensatz zu anderen Personen des öffentlichen Lebens bleibt Papst Benedikt XVI. nicht nur bei der Analyse, sondern weist in seiner Aufforderung, „Menschen suchenden Herzens“ zu sein, einen Ausweg. Die Jugendlichen nicht nur der Loretto-Gemeinschaft sehen sich diesem Ratschlag ganz im Sinne des Papstes verpflichtet, der schon zu Beginn seines Pontifikats feststellte, dass die Jugend immer nach dem Wahren, dem Großem, dem Schönen strebe.

In den Wiener Gazetten tauchen in diesen Tagen neben den üblichen Informationen zu Route, Fahrzeug, Kleidung und Unterbringung des Papstes auch Schlagzeilen wie diese auf: „Papst redet Politikern ins Gewissen: Schützt das Leben!“ Vorankündigungen zu seinen Ansprachen entfalten hier ihre Wirkung. Die konkreten Worte des Heiligen Vaters zur gesellschaftlichen und politischen Dimension des Schutzes menschlichen Leben werden für viele Beobachter überraschend gelassen erwartet. Seine klare Positionierung in der Rede vor ranghohen Politikern Österreichs richtet der Papst nach Auffassung vieler Journalisten an alle politisch Verantwortlichen in Europa. Wieder wird er seinem Namen gerechter, als mancher Journalist erwartet und sich vielleicht gewünscht hätte.

Insgesamt ist der Besuch des Papstes in Österreich als ein Zeichen der Hoffnung gegen alle Negativ-Prognosen über Europa insgesamt und das Christentum in Europa im Speziellen zu deuten. Tausende vor allem junge Menschen haben ihre Zustimmung weniger zum Papst als Person als vielmehr zu seiner Botschaft als Pilger zum Ausdruck gebracht: „Wir schauen auf zu Maria, weil sie uns zeigt, zu welcher Hoffnung wir berufen sind.“

Benedikt XVI. ist Missionar, weil er Hoffnungsträger ist.



Der Hoffnung wieder Raum geben

Ein Rückblick auf sechs Kongresse „Freude am Glauben“

Die Geschichte des „Forums Deutscher Katholiken“ beginnt mit einem Gespräch an einem Juniabend 2000 in Fulda. Dort trafen sich Vertreter verschiedener katholischer Gemeinschaften, um zu überlegen, was in der heutigen Situation der Kirche in Deutschland zu tun wäre. Auch Erzbischof Johannes Dyba nahm an diesem Treffen teil.

Bei einem zweiten Treffen am 30. September 2000 wurde das „Forum Deutscher Katholiken“ gegründet. In den Statuten ist festgehalten: „Ziel des „Forums Deutscher Katholiken“ ist die Förderung der Verkündigung des katholischen Glaubens nach der Lehre der Kirche. Es soll erreicht werden „durch die Sammlung und Aktivierung katholischer Gruppierungen und Einzelpersonlichkeiten und durch Kongresse und andere Veranstaltungen.“

Mit viel Mut, aber wenig Geld begann die Vorbereitung für den ersten Kongress in Fulda.

2001 Schwieriger Anfang

Als der erste Kongress stattfand, hatte die Diözese Fulda noch keinen Bischof. Das erschwerte die Organi-

sation vor Ort. Die Teilnahme von Kurienkardinal Paul Augustin Mayer und Leo Kardinal Scheffczyk war in dieser Situation eine große Hilfe. Ihre Anwesenheit öffnete viele Türen. Vertreter bedeutender Medien wie „Die Welt“, die „Süddeutsche Zeitung“ etc. und das ZDF waren vertreten und berichteten über den Kongress. Die Organisatoren hofften auf vier- bis fünfhundert Teilnehmer. Tatsächlich kamen rund achthundertfünfzig Teilnehmer. Die Referate von Christa Meves, Pfarrer Winfried Abel, Gabriele Kuby und Jörg Müller fanden begeisterte Zustimmung. Der Start war gelungen.

2002 Kardinal Ratzinger hält Festgottesdienst

Der zweite Kongress „Freude am Glauben“ fand am 21. und 22. Juni 2002 in der Richthalle in Fulda statt. Das Kongresszentrum, eine schmucklose Halle, in der früher Eisenbahnwägen repariert wurden, war mit einem Podium ausgestattet, über dem ein Spruchband mit der Aufschrift „Freude am Glauben“ und ein Bild von Papst Johannes Paul II. die Aufmerksamkeit der Teilnehmer auf sich zog. Eine Ausstellung mit

32 Glaubenszeugen war ein weiterer Blickfang. Der neue Bischof von Fulda, Heinz Josef Algermissen, stand dem Kongress wohlwollend



gegenüber. Er hielt den Anfangsgottesdienst, begrüßte anschließend die Teilnehmer in der Kongresshalle und verlas das Grußwort, das der Hl. Vater Johannes Paul II. an die Teilnehmer richtete. Auf diesem Kongress fanden die Vertreter neuer geistlicher Gemeinschaften auf dem Podium „Neue Gemeinschaften – Hoffnungsträger der Kirche“ das große Interesse der Zuhörer: Die Legionäre Christi, die Gemeinschaft St. Egidio, die geistliche Familie „Das Werk“, die Gemeinschaft der Seligpreisungen, das Neokatechumenat und die Jugend 2000. Das von Professor Dr. Gerhard Ludwig

von links: Professor Anton Ziegenaus, Kardinal Mayer, Leo Kardinal Scheffczyk, Gabriele Kuby





von links: Bischof Heinz Josef Algermissen, Pater Bennet Thierney LC, Leo Kardinal Scheffczyk

Müller moderierte Podium „Katholische Ökumene: Sichtbare Einheit der Kirche“ griff ein „heißes Eisen“ auf. Christa Meves, Gabriele Kuby und Prof. Wolfgang Ockenfels bekamen bei ihrem Referat „Standing Ovations“. Unvergessen ist bei den Teilnehmern das Schlussreferat von Pater Bennet Thierney von den Legionären Christi, als er den Leuten zurief: „Die Kirche braucht heute nicht brave Leute. Gute Absichten reichen nicht aus!“ Ein Glanz- und Höhepunkt des zweiten Kongresses waren der Abschlussgottesdienst und die Predigt von Kardinal Ratzinger im Fuldaer Dom. Die Teilnehmerzahl war mit dem zweiten Kongress von rund 900 auf etwa 1600 angestiegen.

2003 Sonntagskultur – Ehe und Familie

Der dritte Kongress „Freude am Glauben“ vom 20. – 22. Juni 2003 in Fulda hatte die Eucharistie, die Sonntagskultur sowie Ehe und Familie als Schwerpunktthemen. Das wird durch Referate unterstrichen,

wie „Eucharistie – Mitte und Quelle christlichen Lebens“, „Die Eucharistie als Mitte des Sonntags“, „Der Sonntag – das Fest der Christen“, „Die Eucharistie als gestaltende und vollendende Kraft des Ehebundes“,



„Die Ehe im Würgegriff des Staates“. Den Abschlussgottesdienst mit Predigt hielt der im August dieses Jahres verstorbene Kardinal Jean-Marie Lustiger von Paris. Wie bereits in den vorausgehenden Kongressen gab es auch auf dem dritten Kongress die ganze Zeit über Gelegenheit zur Beichte. Während der Vorträge wurden Kinder und Jugendliche betreut. Es gab Workshops und Führungen durch die

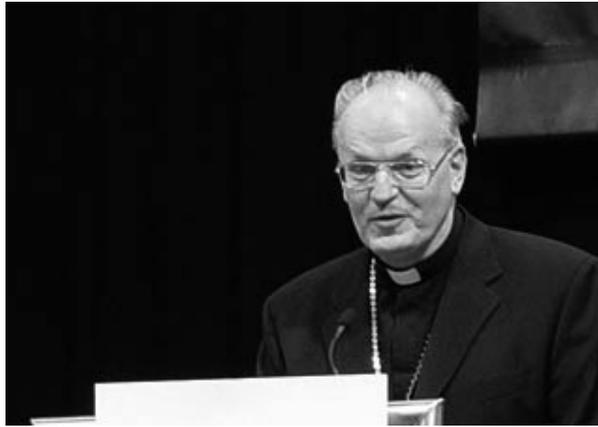
Ausstellung mit den Glaubenszeugen und die „Eucharistische Anbetung“ im Kongresszentrum.

2004 Lebe Deine Berufung

Die alte Richthalle in Fulda stand für den Kongress 2004 nicht mehr zur Verfügung. Eine Anfrage an den neuen Regensburger Bischof Gerhard Ludwig Müller wurde positiv beantwortet. Gloria Fürstin von Thurn und Taxis wurde als Schirmherrin für den Kongress gewonnen. Der Regensburger Kongress hatte den Untertitel „Lebe Deine Berufung!“ Sich seiner Berufung durch Gott bewusst zu werden und diese Berufung zu leben, war das Leitthema. Erwähnt seien Vorträge wie „Ich habe dich beim Namen gerufen – der Mensch im Blick Gottes“, „Meine Berufung als Jugendlicher“, „Mitarbeiterin in Jesus Christus – die Rolle der Frauen in der Evangelisierung der Völker“, „Gebenedeit unter den Frauen“ und die Podiumsgespräche „Zu sich selbst kommen – die Annahme seiner selbst“, moderiert von Martin Loh-

von links: Gloria Fürstin von Thurn und Taxis, Professor Wolfgang Ockenfels, Joachim Kardinal Meisner





von links: Erzbischof Paul Josef Cordes, Peter Kardinal Erdö, Otto von Habsburg

mann, und „Alleinsein muss nicht Einsamkeit bedeuten“, geleitet vom Nachrichtensprecher im Bayerischen Rundfunk Alex Dorow. Neben dem Generalthema brachte das Programm Glaubenszeugnisse und weitere Themen wie „Schön, katholisch zu sein“ mit Prof. Jörg Splett und „Gott als Quelle von Schönheit“ mit Otto von Habsburg als Referenten. Der Schriftsteller Peter Seewald legte mit leidenschaftlichem Engagement dar, dass Religion und Christentum keine Privatangelegenheiten sind. Als Kardinal Meisner Sonntagvormittag eintraf und zu den Teilnehmern sprach, erreichte die Stimmung den Höhepunkt. Das wurde nur noch durch den Abschlussgottesdienst mit der temperamentvollen Predigt des Kardinals überboten, als er den Versammelten zurief: „Dieser Kongress ist ein Segen für Deutschland!“

2005 Kirche die Hoffnung der Menschen

Der fünfte Kongress hatte das Generalthema „Kirche – die Hoffnung der Menschen“. Er übertraf mit fast

2000 Teilnehmern alle Erwartungen und stand ganz im Zeichen des Pontifikatswechsel von Papst Johannes Paul II. zu Benedikt XVI., der noch als Kardinal im Programm als Referent und Zelebrant des Schluss-



gottesdienstes angekündigt war. Die Freude über den neuen Papst zog sich durch die Referate, Podiumsgespräche und war selbst in den Gottesdiensten spürbar. Erzbischof Cordes war als Vertreter des Papstes aus Rom gekommen. Vier Bischöfe und Kardinal Scheffczyk gaben der Veranstaltung einen besonderen Glanz. Auch dieser fünfte Kongress fand in der Öffentlichkeit große Beachtung.

2006 Der Mensch auf dem Weg zu Christus

Im darauf folgenden Jahr 2006 stand in Fulda das neue Kongresszentrum Esperanto zur Verfügung. Der Kongress kehrte wieder in die Bonifatiusstadt Fulda zurück. Neu an diesem Kongress war das Kinder- und Jugendprogramm. Der Mensch auf dem Weg zu Christus stand im Mittelpunkt der Überlegungen. Die einzelnen Referate lauteten „Geschaffen aus Liebe“ (Bischof Algermissen), „Gott schuf den Menschen nach seinem Bild“ (Karl Wallner Ocist), „Die gegenseitige Ergänzung von Mann und Frau in der Kirche“ (Sr. Monika Merz FSO), „Jeder Mensch ein Liebesruf Gottes“ (Barbara Dyba-Roth), „Der Embryo als Rohstoff“ (Stefan Rehder), „Hindernisse auf dem Weg – Sünde, Hass, Vorurteile“ (Klaus Berger), „Auf dem Weg begegnet dir Christus“ (Christoph Bockamp, Opus dei), „Durch Leiden und Tod zur Auferstehung“ (Anton Ziegenaus), „Gericht und Verantwortung vor Gott“ (Josef Isensee). Ein international besetztes Podium „Um

von links: Martine Liminski, Bischof Gerhard Ludwig Müller, Bischof Walter Mixa





von links: Sr. Monika Mertz FSO, Professor Karl Wallner OCist, Professor Josef Isensee

meines Namens willen“ nahm sich der Christenverfolgung unserer Zeit an. Den Abschlussgottesdienst hielt Francis Kardinal Arinze, der von Rom nach Fulda gekommen war.



Francis Kardinal Arinze

2007 Kirche – unsere Heimat

Der Kongress dieses Jahres wird vom 5. – 7. Oktober in Fulda stattfinden. Das Generalthema „Die Kirche – unsere Heimat“ wird in einer Reihe von Vorträgen entfaltet. In einer Zeit der vielfachen geistlichen Heimatlosigkeit lassen sich viele Gründe anführen, warum uns

die Kirche Heimat gibt, z.B. weil sie uneingeschränkt für das Lebensrecht der Menschen eintritt, weil sie an Ehe und Familie als Keimzelle jeder Gemeinschaft festhält oder weil sie einem übermächtigen Staat mit seiner anonymen Bürokratie durch ihre Soziallehre Grenzen setzt und Orientierung bietet. Es gibt noch einen entscheidenden Grund für dieses Motto. Papst Benedikt hat ihn einmal so formuliert: „Man kann nicht außerhalb der Kirche Christ sein“.

Auf den bisherigen Kongressen wurden jeweils auch Resolutionen verabschiedet, z.B. zur „Königsteiner Erklärung“, zur Abtreibung, zu „Donum Vitae“, zum Religionsunterricht. Für den diesjährigen Kongress sind Erklärungen zum „Allgemeinen Gleichstellungsgesetz“ und zu den Kindertagesstätten geplant.

Zu den Aktivitäten zusätzlich zum Kongress zählen die Ausstellungen über die Glaubenszeugen der NS-Zeit, zwei davon veranstaltet im KZ Dachau sowie eine Vortragsveranstaltung mit Pfarrer Hermann

Scheipers, dem letzten noch lebenden Priester, des „Dachauer Todesmarsches“ vom April 1945.

Das „Forum Deutscher Katholiken“ hat sich daneben immer wieder aus besonderen Anlässen mit Erklärungen zu Wort gemeldet. Die Themen reichen von der Liturgie bis zur Evangelisierung der Moslems und zu gesellschaftspolitischen Vorgängen.

Insgesamt sehen wir unsere Aufgabe darin, in engem Kontakt zum Zentrum der Universalkirche und den mit Rom verbundenen Bischöfen, zur Neuevangelisierung beizutragen, und damit diese bleischwere Decke von Resignation, Frust, Müdigkeit und Feigheit, die auf unserem Land liegt, wegzunehmen und der Hoffnung wieder Raum zu geben.



Forum Deutscher Katholiken

von links: Barbara Dyba Roth, Pfarrer Abel unter Jugendlichen



Im Mittelpunkt ist die Feier der Eucharistie

Ein Gespräch mit Bischof Clemens Pickel von Saratov/Russland

Die älteren Leser des „Fels“ kennen Bischof Clemens Pickel schon von den Berichten her, die er uns seinerzeit als Pfarrer von Marx an der Wolga (heute wieder: Katharinenstadt) schickte. Dorthin war er im Juni 1991 als Nachfolger von P. Joseph Werth S.J. gekommen, nachdem dieser zum Bischof und Apostolischen Administrator in Novosibirsk ernannt worden war. Bei seiner ersten Reise in den Norden seines riesigen Pfarrgebietes fand Pfarrer Pickel damals – 800 km vom Sitz der Pfarre in Marx entfernt – ein Dorf mit deutschstämmigen Katholiken, die 60 Jahre lang keinen Priester mehr bei sich gesehen hatten. Davon erzählte er in seinem ersten Bericht „Wie viele Alexejewkas wird es wohl geben?“ („Fels“ 12/1991, S. 250 ff). Weitere Berichte folgten, und die Leser des „Fels“ konnten Pfr. Pickel damals vor allem beim Bau der neuen Pfarrkirche „Christkönig“ in Marx/Katharinenstadt helfen.

Seit 1999 ist Clemens Pickel nun Bischof der Diözese Saratov in Russland. Im folgenden Interview berichtet er über seine Diözese und über seine Erfahrungen mit seinen russisch-orthodoxen Nachbarn.

Mit Bischof Pickel sprach Prof. Dr. jur. Olga Litzenberger (Saratov) für das Institut „Glaube in der 2. Welt“ in Zürich. Das Gespräch wurde in Nr. 9/2007, S. 20 f, der gleichnamigen Zeitschrift des Instituts veröffentlicht. Wir danken für die freundliche Abdruckerlaubnis.

Seit der Erhebung der provisorischen Apostolischen Administraturen in Russland zu vollgültigen Diözesen im Februar 2002 gibt es die Diözesen „Muttermottes“ (Moskau), „Hl. Clemens“ (Saratov), „Verklärung Christi“ (Novosibirsk) und „Hl. Josef“ (Irkutsk). Bischof Clemens Pickel, Saratov, berichtet über seine Diözese und betont, dass er gute Beziehungen zu Bischöfen der Russischen Orthodoxen Kirche pflege.

Mit Bischof Pickel sprach Prof. Dr. iur. Olga Litzenberger, Saratov, Verfasserin wichtiger Arbeiten über die katholische und die lutherische Kirche in Russland. – G.S.

Exzellenz, worin unterscheidet sich Ihre Diözese von den übrigen in Russland?

Wie überall im weiten Russland spielt die Landschaft eine Rolle bei der Prägung der Menschen: Bei uns sind das die Wolga, die weiten Steppen, der Nordkaukasus und die Schwarzmeerküste. Mein Bistum grenzt an die Ukraine, an Kasachstan, Aserbaidschan und Georgien. Ein bedeutender Teil der Bevölkerung hat seine Wurzeln im Islam, und die Republik Kalmykien ist buddhistisch geprägt. Solche Besonderheiten sind für bestimmte Regionen charakteristisch – nicht für das ganze Bistum.

Ich war einige Jahre in Russland als Priester in Marx an der Wolga tätig, der einstigen Katharinenstadt. Das war die größte Stadt der Wolgadeutschen. Und mein heutiges Bistum war seit 1848 weitgehend Bestandteil der russlanddeutschen Diözese Tiraspol, deren Bischofssitz und Priesterseminar in Saratov, meinem jetzigen Dienstsitz, lagen. Hier befand sich bis 1941 die Republik der Wolgadeutschen, was für das

Wiedererstehen katholischer Strukturen seit den 80er Jahren entscheidende Bedeutung hatte. – Daneben haben auch die kleinen Republiken im Nordkaukasus ihre komplizierte Geschichte.

Meine Diözese ist eine der größten in Europa. Sie umfasst 26 sog. „Subjekte“ der Russischen Föderation, vergleichbar schweizerischen Kantonen oder deutschen Bundesländern, z.B. die Gebiete Voronesh, Samara, Orenburg, Astrachan, Rostov, Krasnodar und die Republiken Tatarstan, Kalmykien und Tschetschenien. Auf einer Fläche, die viermal so groß ist wie das heutige Deutschland, zählt meine Diözese 53 registrierte Pfarrgemeinden und über hundert Filialen.

1999 wurden Sie als Bischof in Saratov eingesetzt. Was haben Sie seitdem erreicht, was sehen Sie als wichtige Aufgaben?

Noch ist es schwer, über größere Zeiträume vorausszusehen, wie sich gesellschaftliches und religiöses Leben entwickeln wird. Als Bischof sah und sehe ich meinen Auftrag darin, die Gläubigen zu stärken und ihnen christliche Werte zu vermitteln, an denen sie sich orientieren können. Dabei gilt es drei Beziehungsfelder zu klären und zu pflegen, ohne die menschliches Reifen nicht denkbar ist: a) das Verhältnis zu unserem Schöpfer, b) zu unserem Nächsten (also zur Gesellschaft) und c) zu uns selbst. – So oft wie möglich besuche ich Priester und ihre Gemeinden. Auslandsreisen und -kontakte sind notwendig, weil ich dabei auf unsere sozialen und materiellen Nöte (und auf unsere sehr begrenzten Möglichkeiten) aufmerksam machen kann.

Vor acht Jahren hatten wir hier 33 Priester; heute sind es „schon“ 42. Nur vier davon sind einheimische Priester; alle anderen sind Ausländer.

Die Wunden der Kirchenverfolgung sind also längst nicht verheilt. Meine Diözese ist eine „Ministruktur“ mit wenigen Mitarbeitern. Auch künftig möchte ich die Verwaltung schlank halten, um unsere wenigen Kräfte vor Ort einzusetzen.

Nach wie vor hat die katholische Kirche in Russland Probleme bei der Beschaffung von Einreisevisa für ausländische Geistliche. Haben einige die russische Staatsbürgerschaft? Wie kommen Ihre Gemeinden mit den ausländischen Geistlichen zurecht?

Die Visumbeschaffung stellt kein spezifisch kirchliches Problem dar. Jedes Land hat seine Ausländergesetze. Es wäre natürlich schön, wenn Geistliche aus dem Ausland leichter Visa und Aufenthaltsgenehmigungen für Russland bekämen. Von unseren derzeit 42 Priestern sind, wie erwähnt, vier russische Staatsbürger. Diese haben an unserem Seminar in St. Petersburg studiert. Die anderen kommen aus Polen, Irland, der Slowakei, der Ukraine, aus Deutschland, Österreich, Argentinien, Holland, Frankreich, Weißrussland, Indonesien und Großbritannien. Das gute Verhältnis unserer Gläubigen unterschiedlicher Nationalität zu ihren Priestern aus verschiedenen Ländern bietet ein wunderschönes Beispiel für die Katholizität unserer Kirche. In der Sowjetunion hatten Menschen sehnsüchtig auf Priester gewartet,

oft viele Jahrzehnte. Deshalb war es vor 15 Jahren den Gläubigen noch gleichgültig, wo die so herbeigesehnten Priester herkamen und welche Sprache sie sprachen. Heute muss man klar sagen, dass es ohne Russisch nicht mehr geht.

Wie gestalten sich die Beziehungen zwischen den verschiedenen Nationalitäten in Ihren Gemeinden? Kann man die katholische Kirche in Russland heute noch eine „polnische Kirche“ nennen? Und gibt es noch viele Nachkommen der Russlanddeutschen?

Im Vielvölkerstaat Russland ist es selbstverständlich, mit anderen Nationalitäten Tür an Tür zu wohnen. Die Anfänge katholischen Lebens in Russland waren vor allem polnisch, deutsch oder litauisch geprägt. Die Nachfahren der Gründergenerationen sind entweder ausgewandert oder haben sich assimiliert. Zwar kommt es vor, dass jemand auf seine Vorfahren (Polen, Deutsche, Armenier, Tschechen) angesprochen wird, doch besagen z.B. typisch polnische oder deutsche Namen nicht unbedingt, dass die Träger sich als Polen oder Deutsche fühlen. Zum Glück spielt das in der Kirche keine Rolle. Sie ist eben kein „Zentrum deutscher Kultur“ und kein „Polnisches Haus“.

Schwierig ist die Rückgabe früherer katholischer Kirchen an die Gemeinden. Die Entscheidung

darüber hängt ja oft – wie in Saratov – vom guten Willen der Lokalverwaltung ab. Hat Ihre Diözese in den letzten Jahren vom Staat frühere katholische Kirchen zurückerhalten?

Übergeben wurden uns – gewöhnlich jedoch lediglich zur Nutzung – Kirchen bzw. Kirchenruinen in Astrachan, Wolgograd, Novotscherkassk, Samara, Orenburg, Tambow und Pjatigorsk. Anderenorts haben wir trotz jahrelanger Bemühungen unsere früheren Kirchen nicht zurückerhalten, so in Taganrog, in Kasan – und eben in Saratov. Von unseren 53 Pfarreien im Bistum haben 34 eine Kirche oder wenigstens eine Kapelle. 19 Gemeinden versammeln sich in Kulturzentren, Clubs oder Wohnungen. In Kasan hilft uns jetzt die Stadtverwaltung großzügig beim Neubau einer Kirche – der Bürgermeister hatte Papst Johannes Paul II. noch den Bau einer katholischen Kirche versprochen. Wie in vielem, bildet Kasan auch hierin eine Ausnahme.

Worin unterscheidet sich das Leben katholischer Gemeinden in Russland von dem in Westeuropa? Welche Rolle spielen Wohltätigkeit und Caritas?

Da unsere Gemeinden gewöhnlich klein sind, geht es familiär zu. Das ist auch deshalb wichtig, weil viele keine richtige Familie haben. Mit Freude darf ich sagen: Mittelpunkt

*rechts: Bischof Pickel bei einer Hausmesse
unten: Bischof Pickel, Longin, Saratovskij.*



unserer Begegnungen ist die Feier der Eucharistie, die Begegnung mit Christus, unserem Herrn. Damit unterscheiden wir uns von Gemeinden im Westen, wo das Gemeindeleben oft ganz andere Akzente aufweist.

„Armut ist keine Schande“, aber bei uns ist sie ein Problem. Seit Anfang der 90er Jahre beginnt die Wohltätigkeit in Russland wieder eine Rolle zu spielen. Mir liegt am Herzen, dass alle, die zur Kirche gehören, wissen: „Caritas“ ist nicht so sehr ein Verein, der sich um alles kümmern muss, sondern, Caritas (griech.: barmherzige Liebe) ist Teil unserer christlichen Berufung. Kirche ohne Caritas wäre eine verkrüppelte Kirche. Das, was wir ohne ausländische Hilfe tun können, scheint auf den ersten Blick unbedeutend, weist aber in die Zukunft.

Kann man sagen, dass die Krise zwischen Heiligem Stuhl und Moskauer Patriarchat, die 2002 nach der Schaffung katholischer Diözesen in Russland aufgebrochen war, überwunden ist?

Das Jahr 2002 war tatsächlich eine schwere Zeit. Wenn ich bedenke, wie ich als katholischer Student Bibeln im Reisegepäck in die Sowjetunion geschmuggelt und betenden Menschen in orthodoxen Kirchen heimlich zugesteckt habe, dann schmerzte es mich, 20 Jahre später als „Feind“ angesehen zu werden. Es gab Missverständnisse, Unwissenheit und einen ausgeprägten Mangel an Dialog. Auch dürfen wir nicht vergessen, dass die Zeit der Verfolgung Spuren und Wunden hinterlassen hat – innerhalb aller Kirchen.

Mittlerweile haben sich die Beziehungen zwischen unseren Kirchen wieder zum Besseren gewendet. So habe ich z.B. zu meinem orthodoxen Amtsbruder, Bischof Longin von Saratov und Volsk, ein gutes Verhältnis. Wir sind ein Jahrgang. Er ist ein sehr gebildeter, geistlicher Mann. Ich wage zu behaupten: Wir sind Freunde. Sicher, unsere Kontakte stecken noch „in den Kinderschuhen“, aber das ist doch besser als „in der Sackgasse“. Deshalb tut es mir leid, dass ich wegen vieler Dienstreisen den Kontakt nicht genügend pflegen kann.

Es gibt keine Kirchen, die sich – dogmatisch gesehen – so nahe stehen wie die orthodoxe und die katholische. Wir haben gemeinsame

Aufgaben in der Welt. Der Schutz christlicher Werte in der Gesellschaft, soziales Engagement der Christen und ihr Glaubenszeugnis im Alltag, die Ausbildung im Priesterseminar, aber auch Musik: Das sind einige Themen unserer Gespräche in letzter Zeit.

Sie sprechen ausgezeichnet Russisch. Brauchen Sie trotzdem die Hilfe von Menschen russischer Muttersprache?

Na ja, so gut ist mein Russisch auch wieder nicht. Was die Predigten anbelangt, finde ich es wichtiger, lebendig – als perfekt zu predigen. Bei allem Schriftlichen helfen mir katholische Mitchristen, namentlich Ordensschwestern, die in der UdSSR aufgewachsen sind. Im übrigen: Die besten Russischkenntnisse helfen uns in der Kirche gar nichts, wenn man von der religiösen Sprache keine Ahnung hat. 70 Jahre lang durfte in Russland der religiöse Wortschatz nicht gepflegt werden. Es war lebensgefährlich, über Gott zu reden.

Kommen Sie bei Ihren vielen Reisen mit einfachen Russen ins Gespräch? Haben Sie als katholischer Geistlicher dabei mit Orthodoxen, Muslimen, Juden oder anderen schlechte Erfahrungen gemacht?

Ja, leider. Da es dabei jedoch um Menschen geht, in denen ich in erster Linie „Geschwister“ und Gläubige sehe, bemühe ich mich zu helfen, so gut ich kann. Würde ich jetzt über vereinzelte schlechte Erfahrungen sprechen, wäre das keine Hilfe in diesem Sinne. Die Spannung schwindet meist, wenn ich mich als katholischer Geistlicher vorstelle. Wirklich negative oder aggressive Reaktionen habe ich in 16 Jahre höchstens vierfünf Mal erlebt.

Wie lange leben Sie jetzt in Russland? Haben Sie schon die russische Staatsbürgerschaft?

Ich kam am Morgen des 2. August 1990 in Duschanbe, Tadschikistan, an. Nachdem Joseph Werth zum Bischof geweiht worden war und in Novosibirsk eine Struktur aufbaute, gelangte ich am 16. Juni 1991 an die Wolga: also vor 16 Jahren. Jetzt brauche ich zwar kein Visum mehr für Russland. Aber die russische Staatsbürgerschaft kann ich, entsprechend geltendem Recht, erst im



Bischof Clemens Pickel, Saratov. geb. 1961, Studium der Philosophie und Theologie in Erfurt; Priesterweihe 1988 in Dresden, zwei Jahre Vikar in Kamenz/Sachsen, dann in Duschanbe, Marx; Bischofsweihe 1998, seit 1999 Bischof in Saratov. Mitglied im Päpstlichen Rat „Cor unum“.

nächsten Jahr beantragen. Das will ich tun.

Was macht Ihnen bei Ihrer Arbeit in Russland am meisten zu schaffen?

Jetzt müsste ich Dinge ansprechen, zu denen ich mich ungern äußere, weil sie traurig machen. Ich bringe diesen Erfahrungsbereich mal auf einen Nenner: „*Unehrllichkeit*“.

Sind Sie Optimist?

Lustige Frage. Wäre ich sonst schon 16 Jahre in Russland?

Berichte von Pfr. Clemens Pickel im „Fels“:

Nr.12/1991, S. 350: „Wieviele Alexejewkas wird es noch geben?“ / Nr.1/1993, S. 14 ff: „Es soll eine Christkönigskirche werden“ / Nr. 6/1993, S. 173 f: „Hier könnte wirklich etwas wachsen“ / Nr.10/1996, S.307: „Neues aus Marx an der Wolga“.

Versöhnung durch die „alte“ Messe

Auch der falsche „Geist des Konzils“ muss überwunden werden

Was wollte eigentlich der Papst mit der Wiederzulassung der „alten“ Messe erreichen?

Er schreibt selbst an die Bischöfe: „Es geht um eine innere Versöhnung in der Kirche.“ Viele meinen nun, dass es dabei nur um eine Versöhnung mit der von Erzbischof Lefèbvre gegründeten Priesterbruderschaft St. Pius gehe. Doch der Papst will viel mehr. Es geht ihm um eine innere Versöhnung der Kirche mit sich selbst. Er schreibt z. B.: „Was früheren Generationen heilig war, bleibt auch uns heilig und groß; es kann nicht plötzlich rundum verboten oder gar schädlich sein.“

Ein Mensch, der seine Vergangenheit nicht annehmen will oder kann, wird krank. Ebenso krankhaft und lebensgefährlich war und ist es für die Kirche, dass weite Teile in ihr die „vorkonziliare Kirche“ ablehnten, ja geradezu hassten. Ein Zeichen von schwerer innerer Krankheit war und ist es, dass Theologen, die Irrlehren verbreiteten, verhätschelt wurden, während gleichzeitig andere, die die

„alte“ Messe liebten, wie Verbrecher verachtet und gebrandmarkt wurden.

Der Papst schreibt: „In der Liturgiegeschichte gibt es Wachstum und Fortschritt, aber keinen Bruch.“ Wie sehr man diesen wichtigen Grundsatz missachtet hat, zeigt zum Beispiel der einleitende Kommentar zur Liturgie-Konstitution des 2. Vatikanums, den Generationen von Theologiestudenten studieren mussten. Gemeint ist das Kleine Konzilskompodium von Karl Rahner und Herbert Vorgrimmler. Was da unter dem Namen dieser beiden hoch angesehenen und sehr einflussreichen Theologen in der Ausgabe von 1974 zu lesen ist, ist kaum zu glauben. Regelrecht hasserfüllt werden jene Gläubigen abgekanzelt, die noch an der früheren Liturgie hängen. Es seien jene, „die Liturgie primär als Brauchtum und Folklore ansehen“, die „aus eingewurzelter Trägheit nie zum Selbstvollzug der Kirche beitragen (es sei denn als Staffage bei Massendemonstrationen)“. Es seien die „in der Humanität gescheiterten tragikomischen Randfiguren der Kirche“, die „ihre

Unfähigkeit zur Kommunikation, ihren Bildungsdünkel und ihr steriles Verhältnis zur Geschichte hinter dem Anspruch besonderer Kirchlichkeit zu tarnen suchen“ (S. 40).

Das Konzil wünschte dagegen den Erhalt der lateinischen Liturgiesprache. Im Gegensatz dazu bekennen die beiden Theologen freimütig, dass aber die „nachkonziliare liturgische Arbeit in der Sprachenfrage entschlossen vorgegangen sei“, so dass es inzwischen leicht sei, die lateinische Sakralsprache „als Nonsens ... als museales Relikt und als Widerspruch gegen das kommunikative Wesen der Sprache zu entlarven“ (S. 42).

Dieser „Geist des Konzils“ war in Wirklichkeit ein Ungeist, wie der Papst – noch als Kardinal – einmal bemerkte.

Versöhnung tut Not! Es gibt keine vorkonziliare und keine nachkonziliare Kirche, sondern nur die eine hl. katholische und apostolische Kirche. Es ist die Kirche, die wir lieben, die uns das ewige Leben vermittelt und für die deshalb ungezählte Menschen ihr Leben hingegeben haben. □



Erklärung

Kardinal Meisner hat in seiner Predigt anlässlich der Einweihung des Kolumba-Museums u. a. gesagt: „Vergessen wir nicht, dass es einen unaufgebbaren Zusammenhang zwischen Kultur und Kult gibt. Dort, wo die Kultur vom Kultus, von der Gottesverehrung abgekoppelt wird, erstarrt der Kultus in Ritualismus und die Kultur entartet. Sie verliert ihre Mitte.“

Wie die jüngste Geschichte zeigt, verlieren Systeme ohne Gott den Maßstab für ihr Tun, weil ihnen die Letztverantwortung vor Gott fehlt. So hat der Nationalsozialismus Freiheit und Würde der Menschen missachtet, die Grundlagen jeglicher Kultur, und als Beispiel dafür die jüdische Kultur in Deutschland zerstört.“

Hier liegt ein klarer Beleg für die Aussage von Kardinal Meisner vor, wonach die Abkoppelung der Kultur von Gott zum Verlust ihrer Mitte führt. Wir sind Kardinal Meisner dankbar, dass er in dieser schnell vergesslichen Zeit auf die Gefahren der Gottvergessenheit hinweist und halten es für inakzeptabel, ihn dafür als „geistigen Brandstifter“ zu bezeichnen. Wir weisen eine solche Diffamierung entschieden zurück.

*Prof. Dr. Hubert Gindert, Forum Deutscher Katholiken
Gerhard Braun, Aktionsgemeinschaft kath. Laien und Priester
Ehrendomherr Edmund Dillinger,
Bruderschaft der Hl. Apostel Petrus und Paulus
Georg Fesslmeier, Jugend 2000 Deutschland*

Christoph von Schmid – Erneuerer des katholischen Glaubens nach der Säkularisation

Erzieher und Erzähler

Am 3. September 1854 starb der Augsburger Domkapitular Christoph von Schmid an der Cholera. Wenige Wochen zuvor hatte er das 86. Lebensjahr vollendet. Wegen der Seuchengefahr fand ein sehr schlichtes Begräbnis statt. Unter anderen Umständen wäre ganz Augsburg auf den Füßen gewesen, und vor allem die Kinder hätten dem lebenswerten Erzähler das letzte Geleit gegeben, denn sie wussten sich von ihm geliebt.

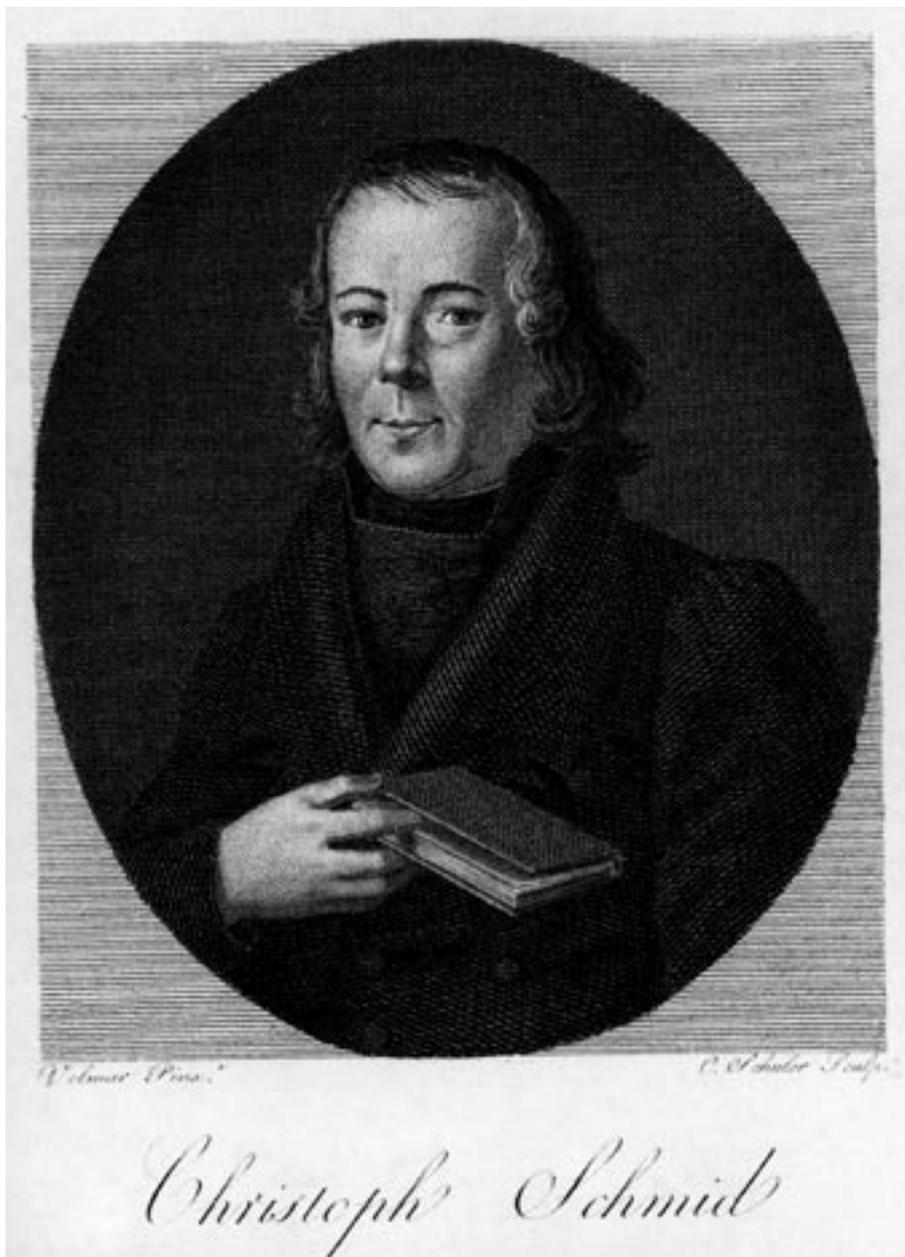
Geboren am 15. August 1768 in Dinkelsbühl als ältester Sohn eines Beamten wuchs er mit acht Geschwistern auf. In seinen „Erinnerungen“ schildert er die glückliche Kindheit und ihre religiöse Prägung durch fromme Eltern. Als 15-jähriger kam Christoph an das Gymnasium in Dillingen/Donau. Er wohnte bei einem Buchbinder. Sobald er seine schulischen Pflichten erfüllt hatte, griff er nach einem Buch. Bücher waren seine Leidenschaft. Da starb der Vater. Die Mutter sah keine Möglichkeit, das Geld für Schule und Unterkunft aufzubringen. Professor Johann Michael Sailer, eben erst an die Universität berufen, schrieb der Mutter und setzte sich dafür ein, dass der talentierte Christoph weiter die Schule besuchen konnte. Der junge Professor griff in die eigene Tasche und vermittelte ihm darüber hinaus die Stelle eines Hauslehrers. Hier entdeckte Schmid sein erzieherisches und erzählerisches Talent. Johann Michael Sailer blieb ihm zeitlebens verbunden und hielt dem „Stophele“, wie er ihn gerne nannte, auch die Primizpredigt. Während der Kaplanzeit in Nassenbeuren entstanden die Verse „Ihr Kinderlein kommet“, die später als Weihnachtslied um die ganze Welt gingen. Die schönsten Jahre verbrachte er als Kaplan in Seeg.

1796 kam er als Schulbenefiziat nach Thannhausen. Hier begann er, von Johann Michael Sailer ermutigt, Geschichten zu schreiben. Sein erstes Werk wurden die „Biblischen Geschichten für Kinder“. Sie fanden reißenden Absatz und wurden bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts immer wieder nachgedruckt. 1801 erschien das „Gottbüchlein“. Es war für die Schüler der 1. Klasse gedacht

und erfreute sich gleichfalls großer Beliebtheit. Hatte der Schulbenefiziat die ersten Jahre den gesamten Unterricht zu halten, konnte er sich später auf den täglichen Religionsunterricht beschränken. Eine Frucht dieser Jahre war der „Kleine Katechismus, nach Petrus Canisius“. In Zusammenarbeit mit dem Lehrer und Komponisten Anton Höfer entstanden die „Christlichen Gesänge

Christoph von Schmid, 80 Jahre alt, in seiner Studierstube, Kinder segnend





schriftstellerisches Wirken musste er sich wie in den Thannhauser Jahren förmlich abstellen. Morgens von 4 bis 8 Uhr gönnte er sich für sein erzählerisches Werk. Den ganzen Tag verbrachte er mit Sitzungen, Schriftverkehr und Besprechungen. Manches Mal sehnte sich der inzwischen geadelte Christoph von Schmid nach seiner Pfarrei Oberstadion zurück.

Anlässlich seines Goldenen Priesterjubiläums sprach er bei seiner Predigt in Dinkelsbühl über sein Lieblingsthema: „Wer auf Gott vertraut, den verlässt er nicht“. Das war auch der Leitgedanke seiner Erzählungen. Manche Kritiker nennen sie „moralisch“, weil der Erzieher es auch als Erzähler nicht lassen kann zu erziehen. Aber ist es nicht Aufgabe der Pädagogik zu allen Zeiten, das Gute im Kind, im Menschen zu wecken? Christoph von Schmid hat dies in meisterlicher Weise verstanden, deshalb ist er auch 150 Jahre nach seinem Tod nicht vergessen. Jedes Jahr an Weihnachten lädt er die Kinder ein mit ihm zum Heiland in der Krippe zu gehen: „Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all!“. Es sind inzwischen die Kinder der ganzen Welt. □

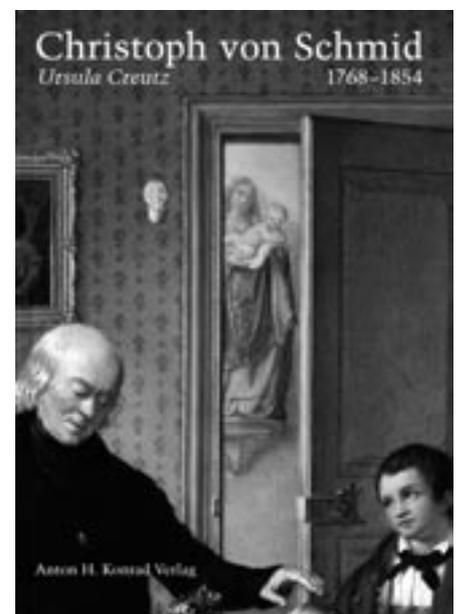
Ursula Creutz: Christoph von Schmid 1768-1854, Leben Werk und Zeitgenossen, Anton H. Konrad Verlag, 2004, ISBN 3-87437-479-3 Preis 24,90 Euro, 442 Seiten.

Buchbesprechung folgt

zur öffentlichen Gottesverehrung in kath. Kirchen“. Lieder wie „Beim letzten Abendmahle“, „Gib, Herr, uns deinen Segen“ oder „Am Pfingstfest um die dritte Stunde“ werden noch heute gerne gesungen. In diesen Jahren konnte er eine Reihe von Erzählungen veröffentlichen. 1810 erschien „Genovefa“, allerdings ohne den Namen des Verfassers. Es folgen „Die Ostereyer“. Sie stammen „vom Verfasser der Genovefa“. In den Thannhauser Jahren erschienen 18 Erzählbändchen, die von den Lesern begeistert aufgenommen wurden. Gerne hätte der Benefiziat und Distriktsschulinspektor eine größere Pfarrei übernommen. Er bewarb sich um Günzburg und Krumbach, aber seine Gesuche wurden abschlägig beschieden. Er stelle zu wenig vor, wurde dem kleinwüchsigen Geistlichen mitgeteilt. Das veranlasste ihn,

die Diözese Augsburg und das bayerische Königreich zu verlassen.

Im Königreich Württemberg und der Diözese Rottenburg erhielt er die Patronatspfarre Oberstadion. Es waren schaffensfrohe Jahre. Immer neue Erzählungen brachte er zu Papier, viele von ihnen rührten die Leser zu Tränen. Johann Michael Sailer verlieh ihm deshalb den Beinamen „unser lieber Thränenpresser“. Wiederum war es Sailer, inzwischen Weihbischof in Regensburg, der den bayerischen König Ludwig I. veranlasste, Schmid nach Bayern zurückzuholen. 1826 erfolgte die Berufung Christoph Schmid ins Augsburger Domkapitel. Man vertraute ihm das Schulreferat an. Wer wäre auch besser geeignet gewesen als der ehemalige Schulbenefiziat und Distriktsschulinspektor. Die Zeit für sein



Zaghafter Aufruf zur Suche nach der Wahrheit

Die Bürgerlichen und Konservativen in der CDU haben ein neues Papier und wieder etwas Hoffnung / Wie stark ist die Resignation?

Was heißt konservativ? Schon Aristoteles hat empfohlen, nicht nur um Worte zu streiten, sondern um die Sache, und er war keineswegs blind für die Tatsache, dass bisweilen die Worte selbst die Sache sind, um die gestritten wird. So geschieht es derzeit in der CDU, wo Politiker, zum Beispiel Roland Koch, sich als konservative Reformer definieren. Es ist in der Union offenbar unmöglich, sich schlicht als konservativ zu bezeichnen. Wenn konservativ, dann muss diese Bezeichnung im selben Atemzug mit einem modernistischen Zusatz versehen werden. Nun versucht eine Gruppe junger Politiker in der Union, mit einem Papier unter dem Titel „Moderner bürgerlicher Konservatismus – warum die Union wieder mehr an ihre Wurzeln denken muss“ diese Lücke in der Sache auszufüllen und das Konservative in der Union zu definieren. Es handelt sich um den Generalsekretär der CSU, Markus Söder, den Vorsitzenden der Jungen Union, Philipp Mißfelder, den Generalsekretär der CDU in Nordrhein-Westfalen, Hendrik Wüst, und den Fraktionsvorsitzenden der CDU im Landtag von Baden-Württemberg, Stefan Mappus.

Die vier jüngeren Politiker (zwischen 25 und 40) machen sich Sorgen um die Zukunft der Partei als Volkspartei. Dazu gehörten drei Wurzeln, „die liberale, die christlich-soziale und die konservative“. Die dritte Wurzel komme, so Stephan Mappus im Gespräch mit dem Autor, „für meinen Geschmack etwas zu kurz. Ich glaube, wir müssen, wenn wir Volkspartei bleiben wollen und über 40 Prozent kommen wollen bei Wahlen alle drei Wurzeln gleich behandeln“. Dazu gehöre auch das Konservative, und das sei „nicht

nur eine Herangehensweise an die Politik, sondern im Prinzip eine Art Lebensphilosophie, die auch bestimmte Werte beinhaltet, die wir zunehmend wieder brauchen“. Dieses Denken passe „nicht in das klassische Links-Rechts-Schema, wie das vielleicht lange Jahre der Fall war. Aber dieses Denken wollen wir wieder verstärkt umsetzen“.

Also keine Theorie, sondern eine Lebensphilosophie. Diese Erkenntnis ist ein Fortschritt. Lange wurde über konservative Theorien diskutiert und geschrieben. Schon der französische Schriftsteller und Diplomat Chateaubriand hat versucht, eine solche Theorie zu artikulieren. In seiner kurzlebigen Zeitschrift „Le conservateur“, gegründet 1818, formulierte er schon auf der ersten Seite, die Redakteure der Zeitschrift würden für die „Erhaltung der gesunden Lehren“ kämpfen. Weder die Erhaltung der bestehenden Verhältnisse, also das Bewahren eines Status quo noch ein theorieloser Pragmatismus, sondern das Festhalten an den gesunden Doktrinen – so hieß das Programm.

Betreuungsgeld statt Entmündigungsscheine

Aber was sind die „gesunden Doktrinen“? Sind nicht auch sie einem Wandel unterworfen und müssen aktualisiert oder neu formuliert werden? Mit der Erinnerung an alte Tugenden wie Fleiß und Ehrlichkeit, wie die CDU-Chefin Angela Merkel das auf einem Programmkongress der CDU in Hanau versuchte, ist es sicher nicht getan. Das beweist das Papier der „Viererbände“, das fast zeitgleich zu diesem Kongress veröffentlicht wurde. Die Partei diskutiert den Mangel an gesunden

Doktrinen. Das ist immerhin schon etwas. In diesem Sinn ist das Papier der vier jungen Unionspolitiker vermutlich noch das Beste, das es derzeit auf dem Markt gibt.

Mappus, Mißfelder, Wüst und Söder fordern, „die bürgerliche Kultur mit neuem Leben“ zu erfüllen, und sie nennen auch einige Elemente dieser Kultur, die ihnen in der Partei offensichtlich zu kurz kommen. Da ist vor allem die normale, sprich traditionelle Familie. Zum konservativen Profil, zur Lebensphilosophie des Konservativen zählt Mappus denn auch die Familie. Familie sei „der Nukleus der Gesellschaft. Ehe und Familie sind aus unserer Sicht primär auch zusammengehörend, und wir wollen eine Familienpolitik, die den aktuellen Erfordernissen dieser Gesellschaft gerecht wird. Das heißt, wir brauchen Betreuungseinrichtungen. Wir brauchen aber genauso die traditionelle Familie. 70 Prozent aller Kinder werden in eine traditionelle Familie hinein geboren, zu Hause erzogen, die Eltern sind verheiratet. Und wir brauchen eine Betonung dessen, dass wir beide Bereiche gleichberechtigt fördern. Das heißt, wir brauchen ein Elterngeld für berufstätige Mütter genauso wie ein Betreuungsgeld für diejenigen, die ihr Kind zu Hause erziehen. Deshalb ist diese wertbezogene Politik ein Beispiel für eine auch konservative Familienpolitik“. Von der Lösung, statt Betreuungsgeld Gutscheine auszugeben, die hier und da schon mal als Entmündigungsscheine bezeichnet werden, hält Mappus nichts und stellt sich damit klar gegen die Familienministerin und auch die Kanzlerin. Eine Partei, „die wie die CDU mehr Selbstverantwortung von den Menschen verlangt, die muss den Menschen auch zutrauen können, dass sie das Geld, das ihnen für die Familie gegeben wird, auch fa-

milienbezogen investieren. Deshalb halte ich persönlich nichts von Gutscheinen, sondern ich glaube, dass das Betreuungsgeld der richtige Weg ist. Es ist ja auch noch niemand auf die Idee gekommen, das Kindergeld abzuschaffen, was ja bekanntermaßen auch eine Barleistung ist“.

Es ist richtig: Hier betreibt die Familienministerin mit Rückendeckung der Kanzlerin eine lupenreine sozialdemokratische Politik, die man unter das Motto stellen könnte: Mehr Staat und weniger Eltern. Die Eltern sollen vor allem für diesen Staat arbeiten und ihre Kinder „professionellen Händen“ (U. von der Leyen) übergeben. So kennt man das aus der untergegangenen DDR. So schafft man Mitläufer, aber keine freien Christenmenschen. Die „Viererbande“ spricht sich entsprechend klar für einen finanziellen und eigenverantwortlichen Freiraum für die Familie aus, genauer: Für das Betreuungsgeld und für einen steuerlichen Freibetrag von 8000 Euro pro Person und Jahr. Der Freibetrag stand auch mal im Programm der CDU – bis die Große Koalition es der CDU-Spitze erleichterte, die Familie als Wechselbalg der Politik auf eine lange Bank zu setzen und die Ziele zu verfolgen, die ihr wahrscheinlich wirklich am Herzen liegen: Klimaschutz und ideologische Beliebigkeit.

Für den Klimaschutz sind alle, auch die vier Autoren. Sie lassen sich darüber auch breit aus. Bei der Beliebigkeit werden sie dagegen wieder Probleme mit der Spitze bekommen. Denn sie treten ein für „die Achtung des menschlichen Lebens vom Anfang bis zum Ende“ und nennen expressis verbis auch das ungeborene Leben. Das wird der Damenriege Merkel-Schavan-von der Leyen nicht schmecken, obwohl die vier Autoren hier auch leider etwas zaghaft und global formulieren. Sie machen keine Vorschläge, dass der Paragraph 218 geändert werden müsse, und sprechen noch nicht einmal von dem permanenten Skandal der Spätabtreibungen. Auch fehlt, wie Hartmut Steeb, der Generalsekretär der Evangelischen Allianz bemerkt, „ein klares Nein zur menschenvernichtenden Forschung an Embryonen“. Dennoch werden sie schon mit diesen bescheidenen Ansätzen bei der Parteispitze

anecken. Denn ungeborene Kinder sind zwar auch ein Stück Zukunft, aber sie wählen nicht, und man will doch die urbanen Wechselwähler gewinnen, unter denen man besonders viele junge Frauen vermutet. Hier dürfen sich die vier jungen Herren also auf gelegentlich hinter den Kulissen wartende Damen mit der Nudelrolle gefasst machen.

Ein bürgerlicher Konservatismus aber ist ohne Werte des Lebens nicht zu haben. Diese Werte haben ein Fundament: die Natur des Menschen. Aus diesem Sein erwächst ein Sollen, wie Guardini oft sagte und auch die Klassiker schon wussten, und das sind die „gesunden Doktrinen“, die Wahrheiten von immer. Sie muss man suchen, auch in der Politik, und das heißt, ihnen Priorität einräumen. „Der Kern der Krise ist der Verzicht auf die Wahrheit“, schrieb Benedikt XVI. noch als Professor Ratzinger. In Mariazell formulierte er es so: „Wenn es Wahrheit für den Menschen nicht gibt, dann kann er auch nicht letztlich Gut und Böse unterscheiden. Und dann werden die großen und großartigen Erkenntnisse der Wissenschaft zweischneidig“. Der Mensch habe heute oft Angst davor, „dass der Glaube an die Wahrheit Intoleranz mit sich bringe“. Aber dann sollten die Christen, „wenn uns diese Furcht überfällt, die ihre guten geschichtlichen Gründe hat, auf Jesus hinschauen“. Denn der Glaube setze sich „entschieden der Resignation entgegen, die den Menschen als der Wahrheit unfähig ansieht“. Viele Menschen seien eben der Meinung, die Wahrheit „sei zu groß für ihn“, den Menschen. „Diese Resignation der Wahrheit gegenüber ist meiner Überzeugung nach der Kern der Krise des Westens, der Kern der Krise Europas.“

Diese Resignation ist in der Politik, gerade in der CDU, deutlich spürbar, der Verzicht auf die Wahrheit ist schon programmatisch. Das Papier der Vier wagt zaghaft den

Aufstand dagegen. Es ist vielleicht eine Art letzter Aufruf für die Fahrt in die Zukunft der CDU als Volkspartei. Die Reaktion aus der Partei wird zeigen, ob es das letzte Bataillon der Bürgerlichen ist und ob die CDU als Volkspartei überhaupt noch eine Zukunft hat. Sicher ist, dass die CDU ohne eine Besinnung auf die christlichen Wurzeln keine Zukunft hat. Hier wird auch Mappus zum Bekenner. Er wehrt sich gegen die Formulierung, dass der Wähler mit dem christlichen



Die geistige Auseinandersetzung wird schärfer: Gott ist an allem Schuld – das ist das Motto der Nihilisten und Relativisten und wenn man des Schuldigen nicht habhaft werden kann, dann müssen eben die Gott-Gläubigen büßen.

Menschenbild abgespeist werde. Das christliche Menschenbild sei „ein Alleinstellungsmerkmal der CDU, auch des konservativen Begriffes der CDU, und es sagt im Prinzip nichts anderes aus, als dass Grundlage unserer Politik nicht nur das Verhältnis zum Souverän, sprich zum Wähler ist, sondern auch das Verhältnis zu Gott und zum Glauben“. Das sei keineswegs überholt, „sondern aktueller denn je, und das wollen wir auch weiterhin praktizieren und auch deutlich artikulieren“. Den Einwand, die Partei sei nicht mehr christlich und andere verwandte oder befreundete Parteien in Europa hätten sich längst umgetauft in Volkspartei oder konservative Partei, was ehrlicher

und auch stimmengewinnender sei, lässt Mappus nicht gelten. „Wir sind eine Volkspartei und wollen es auch bleiben, auch wenn wir nicht so heißen. Aber für mich ist die Grundlage des christlichen Menschenbildes fundamental. Ich kenne viele Parteifreunde, für die das genauso ist. Und nicht alles, was vielleicht nicht aktuell dem Zeitgeist entspricht, muss deshalb gleich überholt sein. Ganz im Gegenteil! Es gibt ja viele Beispiele, dass manche Faktoren eine Renaissance erleben. Und deshalb: Wir bleiben beim christlichen Menschenbild als Grundlage unserer Politik. Und damit auch eindeutig beim C. Wir brauchen alle drei Wurzeln, die die CDU groß gemacht haben: das liberale Element, das christlich-soziale Element und das konservative Element. Sonst werden wir auf Dauer nicht mehrheitsfähig bleiben“.

Mappus und seine Mitstreiter haben einen Stein ins trübe Wasser der CDU geworfen. Er hat Wellen geschlagen, und man wird auf dem Parteitag Anfang Dezember sehen, wie viel Bewegung diese Wellen in die CDU bringen. Die Partei hätte es jedenfalls nicht nötig, ständig auf die Zwänge in der Großen Koalition zu verweisen, das sind Zwänge für die praktische Regierungspolitik, nicht für die Programmatik der Partei. Es ist auch zu befürchten, dass die Parteichefin Angela Merkel sich aus taktischen Gründen in den nächsten Wochen verstärkt um die christliche Klientel kümmert – um sie dann wieder fallen zu lassen. Immerhin rief sie auf dem Zentralen Sächsischen Pfarrertag in der Dresdner Frauenkirche die Kirchen zur Beteiligung an der

politischen Diskussion auf. Oftmals halte die Kirche der Politik den Spiegel vor, und das sei unverzichtbar. Auch sei die Mitarbeit der Kirchen bei der Verwirklichung von Freiheit und Demokratie notwendig. Als Beispiele nannte sie die Jugendarbeit, Hospizdienste, die Unterstützung von Armen und das Engagement in Entwicklungsländern. Da schwingt auch ein wenig die Sorge mit, dass sonst der Staat das alles schultern müsste. Man wird sehen, ob die Partei die Kraft zur Erneuerung findet, oder ob sie zum taktischen Kanzlerverein verkommen ist. Entscheidend ist, ob sie die Wahrheit sucht oder in der Resignation vor dem Anspruch der Wahrheit verharret.

Sicher ist: Ohne einen geistigen Überbau ist die Suche nach konservativen Werten sinnlos. Das umso mehr, als die geistlosen Jünger der Beliebigkeit ihren theoretischen Überbau schon seit Jahrtausenden haben: Den Nihilismus. Gorgias, eine führende Figur unter den Sophisten der alten Griechen, hatte nur einen Grundsatz: „Es gibt nichts“. Er ist der Ahnherr vieler Politiker und Medienleute. Denn der Nihilismus ist die Denkweise, die der Lebensweise der Beliebigkeit zugrunde liegt. Wo aber in den Werten und Grundsätzen keine Ordnung mehr herrscht, wo nicht mehr gefragt, geschweige denn geforscht wird nach dem, was richtig und was falsch ist, da ist, wie Guardini sagte, „der Geist im Wurzelwerk krank“. Man sieht es an der Tabuisierung der Abtreibung oder an den hysterischen Reaktionen, wenn klassische Feindbilder der Nihilisten, etwa Bischöfe wie Joachim

Kardinal Meisner oder Gerhard Ludwig Müller bewusst missverstanden werden. Da wird jedes Wort der Vertreter der Kirche, „der Treuhänderin der Wahrheit“ (Ratzinger) auf die Goldwaage gelegt. Man überlege nur mal, wie die medialen Reaktionen ausgefallen wären, wenn ein Politiker aus dem linken Spektrum sich so ausgedrückt hätte wie der Kardinal. Man hätte allenfalls milde gelächelt oder süffisant die Nähe zum Unwort der Unmenschen aufgespießt. Es gibt eine alte Volksweisheit für solche Fälle: Die Kirche im Dorf lassen. Aber das ist es ja gerade, man will Kirchen und Werte ins Nichts, sozusagen heim ins Reich der Beliebigkeit führen.

Der Streit ist alt, die Sophisten trugen ihn gegen Aristoteles und Platon aus, die den Sinn und die Wahrheit suchten und nicht nur nach der technischen Machbarkeit fragten. Neu an der geistig-geistlosen Auseinandersetzung ist die Schärfe und die Wucht, mit der die Jünger des Nihilismus heute Andersdenkende verfolgen, sobald diese den Nerv der Lebensweise des Relativismus berühren oder auch schlicht eine Ordnung wiederherstellen wollen, die den hedonistischen Geistern mißfällt. Das heißt: Es wird weiter und lauter medial geschrieen werden. Da ist die alte Kardinaltugend der Tapferkeit gefragt und zwar in ihrem Wesenskern, dem Standhalten. Standhalten in der Wahrheit und Solidarität üben – das ist vornehme Christenpflicht in dieser Zeit, nicht nur für Bischöfe, sondern für alle. Mit zaghaften Appellen zu mehr Anstand und konservativ-bürgerlichen Lebensstilen ist dem nicht beizukommen. □



Die vier mit dem konservativen Akzent: (von links) Markus Söder, Hendrik Wüst und Stefan Mappus, Philipp Mißfelder

„Ohne Gott hängt die Wertediskussion in der Luft“

Ein Gespräch mit dem Bestsellerautor Manfred Lütz

Der Verfassungsbogen ist so etwas wie das Firmament. Unter ihm haben alle Platz, die sich für eine friedliche Zukunft des Landes einsetzen. Das wurde auch Mitte September demonstriert, als der CDU-Politiker und frühere Fraktionschef der Union, Friedrich Merz, gemeinsam mit dem Fraktionschef der Linken und bekennenden Atheisten, Gregor Gysi, ein Buch über den vorstellten, der das Firmament sozusagen in Händen hält: „Gott – eine kleine Geschichte des Größten“ heißt das Buch, und der Autor ist der bekannte Diplomatheologe, Chefarzt und Psychologe Manfred Lütz. Im Gespräch mit dem FELS antwortet er auf die Frage, ob es symptomatisch für den Einfluss des „C“ in der Politik sei, dass ein C-Politiker und ein Atheist das Buch vorstellten, beziehungsweise, ob ein Christ allein nicht mehr ausreiche, um ein Buch über Gott vorzustellen: „Ich glaube in der Tat, dass die Frage nach der Religion, auch die Gottesfrage immer wichtiger wird. Die ganze Wertediskussion hängt in der Luft, wenn wir sie letztlich von der Gottesfrage abschneiden. Max Horkheimer, der Gründer der Frankfurter Schule, hat einmal gesagt: »Warum soll ich gut sein, wenn es keinen Gott gibt«. Und auch Jürgen Habermas – ebenfalls Frankfurter Schule – hat die Gottesfrage eigentlich wieder ins Zentrum gestellt, als er sagte, für die Menschenwürde sei die Grundlage eigentlich die christlich-jüdische Vorstellung von der Gottesebenbildlichkeit des Menschen“.

Ein Problem sieht Lütz in der ganz praktischen Verkündigung. Es gebe „eigentlich kein verständliches Buch ohne kompliziertes Theologendeutsch“, deshalb habe er dieses Buch „Gott“ geschrieben, um auf diese Weise die Argumente für den

Glauben „allgemeinverständlich, unterhaltsam und auch locker“ darzubieten. Es sei „ein Buch wider den schlampigen Atheismus und wider den frömmelnden Glauben und soll eine öffentliche Debatte antreiben, denn die Frage nach Gott ist nach meiner Überzeugung keine Frage für Spezialisten. Es ist entweder eine Frage für alle, oder eine Frage für keinen“. Er habe das Buch lesen lassen von einem atheistischen Metzger und von Professor Robert Spaemann, einem der bekanntesten deutschen Philosophen; beide hätten es verstanden. Das Buch sei auch für Atheisten wichtig. Gregor Gysi sage das ganz offen, wenn er bekenne, dass er Angst habe vor einer gottlosen Gesellschaft, weil in ihr die Solidarität abhanden komme.

Die Gründe gegen Gott und Christus sind so alt wie das Christentum selbst, räumt Lütz ein. Einer der schärfsten Atheisten sei der deutsche Philosoph Feuerbach gewesen. Aber alle, auch Feuerbach, „haben Gott nicht widerlegt. Feuerbach hat das einfach nur vorausgesetzt, und er hat dann überlegt, wie man das Phänomen der Religion erklärt. In der Tat: Wenn es Gott nicht gäbe, wäre das Phänomen der Religion merkwürdig, etwa dass die Leute Ritus-Veranstaltungen besuchen, Prozessionen machen, mit jemandem reden, der gar nicht da ist“. Für einen Psychiater wäre das schon auffällig, wenn man selbst nicht glaube. Feuerbach habe psychologische Gründe gesucht, dann „diese Projektionsthese entwickelt, indem er sagt: die Menschen haben viele Wünsche und Sehnsüchte und projizieren dies sozusagen an den Himmel. Ich nenne das immer den Sahnetorten-Beweis. Ich kann mir natürlich wünschen, dass es Sahnetorte gibt. Ich kann mich sehnen nach Sahnetorte. Das heißt natürlich

überhaupt nicht, dass es die Sahnetorte wirklich gibt. Da hat Feuerbach Recht. Aber es heißt natürlich glücklicherweise auch überhaupt nicht, dass es die Sahnetorte nicht gibt“.

Die Psychologie führe in der Frage nach der Existenz Gottes „überhaupt nicht weiter“, meint Lütz. Er habe in seinem Buch „Feuerbach mal umgedreht. Man könnte ja voraussetzen, dass es Gott gibt, und dann müsste man sich erklären, woher dieses merkwürdige Phänomen des Atheismus komme. Dann müsste man sagen: Na ja, das ist vielleicht Realitätsverlust, Beziehungsstörung, depressiver Nihilismus. Es gibt also auch gute psychologische Gründe dafür, warum man Atheist ist, obwohl Gott existiert“. Auch „praktische Gründe“ führt Lütz in diesem Zusammenhang an: „Mal sturmfreie Bude haben, in der Wirtschaft keine Rücksicht mehr nehmen auf Arbeitnehmer und soziale Gerechtigkeit. In einer egoistischen und selbstverliebten Gesellschaft gibt es über einem Narzissten keine Steigerung mehr. Karl Lagerfeld hat einmal auf die Frage nach Gott gesagt: »Es beginnt mit mir, es endet mit mir, basta«“.

Auf die Frage, wie er auf die Idee gekommen sei, „ein Unterhaltungsbuch über Gott“ zu schreiben, sagt der Autor der Bestseller „Lebenslust“ und „Der blockierte Riese“, er sei zunächst nicht ganz sicher gewesen, ob es überhaupt gehe, ein Buch über Gott zu schreiben. „Ich bin dann in Urlaub gefahren, habe überhaupt keine Bücher mitgenommen außer einer Geschichte des Atheismus und habe mir dann einfach einen gescheiterten Atheisten vorgestellt und so geschrieben, wie ich mich mit ihm sozusagen unterhalten würde. So sind von der Evolutionstheorie bis zur modernen Physik sozusagen alle Argumente im Buch enthalten, aber auch die spannende Geschichte zum Beispiel des Atheismus und die spannende Geschichte des Gottesglaubens. Und das alles in lockerem Stil. Deswegen heißt das Buch eben auch ‚Gott – eine kleine Geschichte des Größten‘“.

Das Buch erschien am 18.9.2007 im Verlag Pattloch in München (ISBN 978-3-629-02158-8)

Warum Chesterton wieder gelesen wird

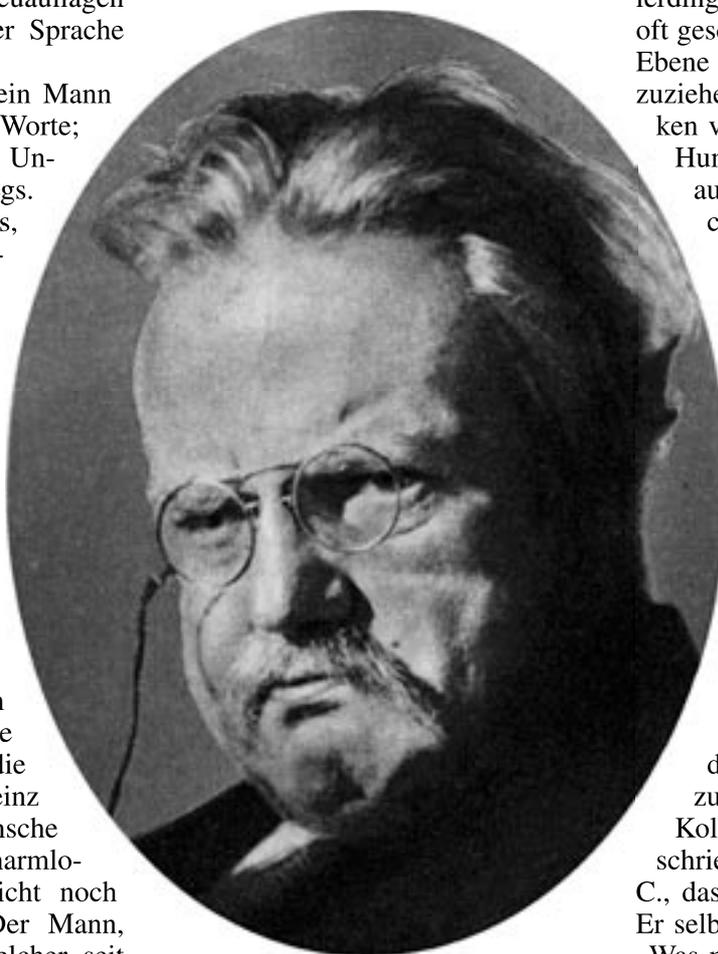
Er schrieb nicht nur die Pater-Braun-Krimis

Seit mehr als siebenzig Jahren ist er nun tot, und doch nimmt die Zahl seiner Leser nicht ab, sondern zu. Gerade dem deutschen Lesepublikum ist Gilbert Keith Chesterton (1874 – 1936) erst nach seinem Tod richtig bekannt geworden. Auffallend ist jedoch, dass sich seit einigen Jahren die Neuauflagen seiner Werke in deutscher Sprache häufen.

Dabei ist Chesterton kein Mann bequemer und glatter Worte; doch dies mindert seinen Unterhaltungswert keineswegs. Seine geistreichen Essays, fulminanten Erzählungen und phantasievollen Romane sind immer gekennzeichnet von großem Einfallsreichtum und sprühendem Witz, mitunter auch von scharfer Polemik, die aber das Lesevergnügen nur noch erhöht. Chestertons Lebensfreude springt dem Leser aus jeder Zeile entgegen.

In Deutschland ist er einem größeren Publikum hauptsächlich durch seine „Father Brown Stories“ (die in der Verfilmung mit Heinz Rühmann das Chestertonsche Gedankengut stark verharmlosen) bekannt und vielleicht noch durch seinen Roman „Der Mann, der Donnerstag war“, welcher seit Jahrzehnten stets neu aufgelegt wurde. Insgesamt hat der Vielschreiber, Vieltrinker, Gourmand und Zigarrenraucher von fast zwei Metern Höhe und einer beträchtlichen Leibesfülle sechs Romane, fünf Theaterstücke, zahlreiche Gedichte und Karikaturen, etwa 200 Erzählungen und mehr als 4000 Essays verfasst. Das Interesse an dem englischen Schriftsteller, der mit J. R. R. Tolkien und C. S.

Lewis befreundet war, steigerte sich jedoch erheblich, seit der Eichborn-Verlag mit „Ketzer“ (1998) und „Orthodoxie“ (2000) zwei Essay-Bände vorlegte, in denen sich Chesterton in einen geistigen Kampf gegen die Irrtümer seiner Zeit begibt. In den vergangenen Jahren war es vor allem der



kleine Bonner Verlag nova & vetera, der sich der Neuauflage von Chesterton-Texten annahm. Als Vorabdruck in der FAZ erschienen im Herbst 2004 einige Erzählungen aus dem Sammelband „Father Brown und die Midasmaske“ und im Frühjahr 2007 der Roman „Kugel und Kreuz“.

Die Bücher Chestertons sind ein wahres Lesevergnügen, und dies liegt daran, dass Chesterton die Spra-

che liebt und mit ihr spielt. Chesterton ist ein Liebhaber des Paradoxons, der es in dieser Disziplin zu wahrer Meisterschaft gebracht hat, und gleichzeitig ist er ein äußerst humorvoller Autor. In seinem Werk gibt es kaum eine Seite, die den Leser nicht zum Lachen animiert. Dies darf allerdings nicht dazu führen – wie so oft geschehen – diesen Autor auf die Ebene seichter Unterhaltung herabzuziehen. Dazu sind seine Gedanken viel zu gehaltvoll. Mit seinem Humor verweist Chesterton stets auf sein Lieblingsmotiv: den lachenden Gott. Denn angesichts Gottes relativieren sich die irdischen Probleme drastisch. Die einzige Frage, die ernsthaft diskutiert werden kann, ist die Frage nach der Existenz Gottes und seinem Wesen. Hierin ist Chesterton wahrlich ein Unzeitgemäßer, da viele die religiöse Frage für nebensächlich, alle anderen Themen aber für wichtig erachten.

Als Chesterton im Jahr 1922 zum katholischen Glauben übertrat, schien dies einem Skandal gleichzukommen. Sein befreundeter Kollege George Bernhard Shaw schrieb ihm: „Mein lieber G. K. C., das geht nun wirklich zu weit.“ Er selbst schreibt in seinem Aufsatz „Was mich eigentlich hätte abhalten sollen ...“ (erschieden im Sammelband „Menschen, die zur Kirche kamen“ von P. Severin Lamping OFM): „Immer deutlicher sah ich – durch Geschichte und eigene Erfahrung belehrt – wie ein christliches Volk aus unerklärlichen Gründen lange Zeit verfolgt wurde und noch stets gehasst wird, bis mir plötzlich klar wurde, dass dies einfach sein musste, weil sie ebenso gründliche

und unbequeme Christen waren wie die, die einst unter Nero den Löwen vorgeworfen wurden.“

In seiner Autobiographie geht er auf seine Konversion ein, indem er sein Leben mit einer Detektivgeschichte vergleicht: Als Kind sah er in einem Puppentheater, das sein Vater für ihn anfertigte, die Figur eines jungen Mannes mit einem großen goldenen Schlüssel. Das Rätsel seines Lebens blieb für ihn die Frage, wer dieser Mann mit dem Schlüssel ist. Schließlich löst er das Rätsel und findet diesen Mann: Es ist der Papst, dem als Nachfolger des Petrus die Schlüssel des Himmelsreiches anvertraut sind. Im katholischen Glauben findet Chesterton auch Antwort auf sämtliche Fragen und Rätsel, die seine Beobachtung und sein eigenes Leben ihm aufgeben. Nichts ist für ihn logischer als der katholische Glaube. Für Chesterton sind Glaube und Vernunft zwei Faktoren, die einander nicht widersprechen, sondern geradezu ergänzen. Dies verbindet ihn mit Papst Benedikt XVI., der schon für seinen Vorgänger Johannes Paul II. im Jahr 1998 die Enzyklika „Fides et ratio“ erarbeitete und dessen großes Anliegen die Versöhnung von Glaube und Vernunft ist. Hier scheint auch der Grund zu liegen für das neu erwachte Interesse an Chesterton.

„Das ist die einzige Frage, die wirklich zählt – ob die Kirche tatsächlich verrückter ist als die Welt.“ So schreibt Chesterton in dem jetzt erstmals auf deutsch erschienenen Roman „Kugel und Kreuz“. Wie in zahlreichen seiner Romane und Essays attackiert er auch hier die Fortschrittsgläubigkeit, die ihm als eines der größten Übel seiner Zeit galt. Mit logischen Argumenten zeigt er dann die Schwächen anderer Weltanschauungen auf, wobei er gerade die Hörigkeit gegenüber dem Zeitgeist besonders heftig attackiert. „Das Christentum ist immer unmodern, weil es immer gesund ist; und alle Moden sind milde Formen des Wahnsinns.“ Dieser Roman hat bei seinem Erscheinen erreicht, dass sich viele Menschen wieder mit der religiösen Frage beschäftigten. Zahlreiche Konversionen, vor allem im Milieu der Literaten und Intellektuellen, waren die Folge. In deutscher Erstveröffentlichung erscheint der Roman jetzt zwei Jahre nach dem Beginn des Pontifikates Benedikts

XVI., der ebenfalls das Anliegen verfolgt, den Glauben wieder zum Gegenstand allgemeinen Interesses zu machen und hierbei schon beachtliche Erfolge vorweisen kann.

Auf christlichen Prinzipien basierend hat Chesterton auch eine eigene Gesellschaftslehre entwickelt, den sogenannten Distributismus. Hierbei soll es keine Trennung zwischen arm und reich geben wie im Kapitalismus, aber auch keine Enteignung wie im Kommunismus, sondern jeder sollte einen Besitz haben, aber keiner zuviel.

Was den Leser an Chesterton oftmals befremdet, ist die blühende Phantasie, die nicht nur bilderreiche Vergleiche in immer wieder neuen Variationen hervorbringt, sondern auch den Autor auf immer neue Gedanken bringt, oft ohne zum Ausgangspunkt seiner Gedanken zurückzukehren. Doch an Chesterton begeistert, dass er bei all dem immer streng logisch argumentiert. Die Argumente gegen Glauben und Kirche greift er frontal an. In „Kugel und Kreuz“ geht er zum Beispiel direkt auf den Vorwurf der kirchengeschichtlichen Verfehlungen ein: „Die Kirche hat mit ihrem weltlichen Tun tatsächlich an kranken Dingen gerührt ... Ich sage nicht, dass wir niemals verrückt geworden sind, aber ich sage, dass wir in der Lage sind, unseren Feinden gegenüber als Bewahrer aufzutreten ... Überlässt man die Welt sich selbst, wird sie barbarischer als jeder Glaube.“

So hat Chesterton auch zwei Heiligenbiographien geschrieben: über Franz von Assisi und über Thomas von Aquin. Letzterer besaß bis in die fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts den unangefochtenen Rang des größten Theologen aller Zeiten – bis eine liberale Theologie zum Thomismus deutlich auf Distanz ging. Eine Seelenverwandtschaft zwischen Chesterton und Thomas von Aquin ist unverkennbar. Beide wenden sich scharf gegen einen Fideismus, das heißt gegen einen Glauben, welcher keinerlei Beziehung zur Vernunft hat.

Doch es gibt noch eine Gemeinsamkeit zwischen diesen beiden Männern. Sie verstanden sich als Anwalt des einfachen Mannes und des gesunden Menschenverstandes. Dieser hat meist eine gesunde Immunität gegenüber jeglichen Ideologien.

Auch Papst Benedikt verweist immer wieder darauf, dass der Glaube einfach und jedem Menschen zugänglich ist. Noch kurz vor der letzten Papstwahl war es verpönt, Bücher von Joseph Kardinal Ratzinger zu lesen, der lange Zeit als Anti-Moderner galt. Durch das neue Pontifikat ist das Interesse an seinen Gedanken nun sprunghaft angestiegen. Dass schon ein Schriftsteller, der vor siebzig Jahren verstarb, ähnliche Gedanken hegte, wird immer deutlicher und das steigende Interesse an Gilbert Keith Chesterton erscheint nur logisch. □

Psalm 19

**Die Himmel rühmen die
Herrlichkeit Gottes,
vom Werk seiner Hände kündet
das Firmament.**

**Ein Tag sagt es dem anderen,
eine Nacht tut es der
andern kund,**

**ohne Worte und ohne Reden,
unhörbar bleibt ihre Stimme.**

**Doch ihre Botschaft geht in die
ganze Welt hinaus,
ihre Kunde bis zu den
Enden der Erde.**

**Dort hat er der Sonne
ein Zelt gebaut.
Sie tritt aus ihrem Gemach
hervor wie ein Bräutigam;**

**Sie frohlockt wie ein Held
Und läuft ihre Bahn.**

**Am einen Ende des Himmels
geht sie auf
Und läuft bis ans andere Ende;
Nichts kann sich vor ihrer Glut
verbergen.**

**Von deiner Herrlichkeit
lass uns künden, ewiger Gott.
Gib uns deinen Geist, dass er
uns zum Licht mache für alle,
denen wir begegnen.**

Eine Zumutung für die Gläubigen

Schießt ein Spieler den Ball in das Tor seiner eigenen Mannschaft, freut das den Gegner. Die eigene Mannschaft aber ist demotiviert, der Wille zum Weiterkämpfen geschwächt, die Fans sind entsetzt. Das ist nicht nur im Sport so. Wenn Menschen, die wir zu den Unsrigen zählen, auf das eigene Tor schießen, verwirrt und frustriert uns das.

Die katholische Kirche steht seit ihren Anfängen in einer geistigen Auseinandersetzung. Sie wird, wie es der Herr vorausgesagt hat, gehasst und verfolgt. Heute besteht die Auseinandersetzung im Westen vor allem im Kampf gegen den Relativismus, demgemäß alles gleichgültig und damit nichts sicher ist. Die Kirche wird deswegen als intolerant attackiert, weil sie an der Existenz und Erkennbarkeit der Wahrheit festhält. Die Angriffe der „Welt“ sind zu erwarten. Schlimmer ist es, wenn gewissermaßen im Inneren Verwirrung gesät, Unsicherheit gestiftet und die Bereitschaft, für die Kirche einzutreten, untergraben wird. Ein solcher Fall liegt im Editorial der Kirchenzeitung der Erzdiözese Paderborn „Der Dom“ vom 29.07.2007 vor, das sich mit dem heiligen Liborius und dem Liboriusfest befasst. In diesem Editorial schreibt der Chef vom Dienst, Gerd Vieler, u.a.: Über die historische Gestalt des Mannes aus dem vierten oder fünften Jahrhundert könnten die Historiker keine sicheren Belege beibringen. „Da gibt es“, so Gerd Vieler, „Parallelen zur Figur des historischen Jesus. Auch über sie ist so gut wie nichts Konkretes bekannt. Doch was die Menschen aus diesen beiden gemacht haben, ist noch heute unübersehbar.“

Es mag ja sein, dass es vom heiligen Liborius kein historisches Dokument gibt, das sein Leben und Werk wissenschaftlich belegt. Das muss noch kein Grund sein, das zu bezweifeln, was die Tradition überliefert hat und was im Liboriusfest gefeiert wird. Die Parallelen aber, die zum historischen Jesus gezogen werden, sind mehr als vieldeutig und verwirrend. Die Gestalt Jesu jedoch steht in einem historischen und biographischen Rahmen. Sein

Auf dem Prüfstand

Leben und Wirken wird von den vier Evangelisten überliefert und bezeugt. Diese Schriften wurden in einer Zeit abgefasst, als es noch genügend Augen- und Ohrenzeugen gab, die das Geschriebene persönlich erlebt haben. Wer daran zweifelt, glaubt den Evangelien nicht.

Was will eigentlich der Chef vom Dienst einer Kirchenzeitung mit seiner Aussage erreichen? Die Kirche verkündet den Jesus der Evangelien und nicht irgendeinen, den die Menschen aus ihm gemacht haben. Für ihn sind im Verlauf der zwanzig Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung rund 40 Mio. Martyrer, davon 27 Mio. im zwanzigsten Jahrhundert, in den Tod gegangen. Für den Jesus aber, den manche Theologen aus ihm machen, geht man vielleicht zu einer Talkshow, um sich mit einer neuen These interessant zu machen, nicht aber ins Martyrium. Was aber erreicht man damit bei den Gläubigen, die nicht die Möglichkeit und die Zeit haben, jede neue These auf ihren Wahrheitsgehalt zu überprüfen? Zweifel, Verwirrung, Unsicherheit, aber gewiss nicht die Bereitschaft, sich für die Kirche einzusetzen, oder die Kraft zur Neuevangelisierung. Die wirklich Suchenden werden sich abwenden, wenn sie feststellen müssen, dass die Christen ihre eigene Identität verloren haben.

Hubert Gindert

Mohrenwäsche

Wer den Text „Abtreibung in Brasilien, kirchlich-politische Ideenlosigkeit – und ein Vergleich mit Deutschland“ in „Christ in der Gegenwart“ (Nr. 27/2007 vom 8.7.2007) liest, fragt sich erst einmal, wo diese Zeitschrift steht. Wäre „Christ in der

Gegenwart“ eine katholische Stimme, müsste man von einem Eigentor sprechen. Denn dieser Beitrag ist eindeutig gegen die Morallehre der Kirche gerichtet, um „Donum vitae“, jene Institution, die so genannte Beratungsscheine zur gesetzwidrigen, aber straffreien Abtreibung aushändigt, ins positive Licht zu rücken.

Der Schreiber dieser Kolumne, der seinen Namen nicht angibt, bringt zunächst die offiziellen Abtreibungszahlen von Brasilien, um genüsslich anzumerken, „wie wirkungslos und faktisch ideenlos das Engagement von Politik und katholischer Kirche im ‚katholischsten Land der Welt‘ ist“. Dann vergleicht er die Abtreibungssituation von Brasilien mit der von Deutschland, um auftrumpfend zu behaupten, „dass die gesetzlichen Bestimmungen in Deutschland, die eine Beratungspflicht vorsehen, weltweit gesehen, hervorragend sind“. Dazu eine Feststellung: Laut statistischem Bundesamt sank die Zahl der gemeldeten jährlichen Abtreibungen von 130.899 (1996) auf 124.034 (2005). Im gleichen Zeitraum sanken jedoch die Lebendgeburten von 796.013 (1996) auf 685.795 (2005). Somit stieg der Anteil der Abtreibungen an den Lebendgeburten zwischen 1996 und 2005 von 16,4% auf 18,1%! (PUR, 7-8/2007, Seite 10). Dabei ist zusätzlich zu berücksichtigen, dass die gemeldeten Abtreibungszahlen, wie Lebensschützer nachrechnen, erheblich unter den tatsächlichen liegen.

Die geltende Abtreibungsregelung mit der Beratungspflicht wurde eingeführt, um im Allparteienskonsens die gewünschte Liberalisierung der Abtreibung durchzupauken. Die o.a. Behauptungen von „Christ in der Gegenwart“ waren die Overtüre, um dann „Donum Vitae“ positiv hervorzuheben. So heißt es weiter: „...Und es wird umso deutlicher, dass das vom kirchlichen Lehramt inzwischen verfemte Engagement von Katholiken innerhalb der staatlich vorgesehenen Pflichtberatung bei uns tatsächlich objektiv eine ausgesprochen segensreiche Aktivität ist, um das ungeborene Leben besser zu schützen“.

Dazu: Das kirchliche Lehramt ist nicht „inzwischen“, es war schon immer gegen die so genannte Scheinberatung, weil es bei der mit der Scheinausstellung verbundenen

Möglichkeit um Abtreibung, d.h. um Tötung eines Menschen geht. „Donum Vitae“ und der Artikelschreiber drücken sich aus verständlichen Gründen darum herum, anzugeben, in wie vielen Beratungsfällen der Schein ausgegeben wird, der den Weg zur Tötung frei gibt. Besonders dreist werden schließlich die Gründer von „Donum Vitae“ zu „phantasievollen glaubenstreuen Katholiken“ hochstilisiert. Demnach bedeutet „glaubenstreue“ für „Christ in der Gegenwart“ eine Haltung, die eindeutig Glaubenslehre, Moral und Kirchenrecht missachtet.

Die Gründung von „Donum Vitae“ war nicht nur ein antirömischer und antichristlicher Akt. Es war auch eine willfährige Anpassung an das staatliche Abtreibungssystem. Dazu äußert sich Robert Spaemann (Das unsterbliche Gerücht / Die Frage nach Gott und die Täuschung der Moderne, Klett-Cotta/2007): „Die Christen müssen zwar versuchen, soviel gesamtgesellschaftlichen Konsens zum Schutz des Lebens wie möglich zu erreichen. Sie dürfen aber ihre eigene Sicht der Dinge nicht vom faktisch erreichten Konsens bestimmen lassen. Ganz praktisch bedeutet das etwa, dass sie sich nicht in der Weise in das etablierte Abtreibungssystem einbinden lassen dürfen, dass kirchliche Beratungsstellen jene Beratungsscheine ausstellen, deren einziger Zweck es ist, straffrei abtreiben zu dürfen ... ich schließe mich dem an, was der Bundesverfassungsrichter Ernst-Wolfgang Böckenförde in einem Interview ... an dieser Stelle gesagt hat: Die Kirche muss ihre Beratungspraxis von der Einbindung in das staatliche Abtreibungssystem lösen“.

Hubert Gindert

Die AZ bringt in einer Ausgabe (25.8.07) zwei nachdenklich machende Glaubenszeugnisse.

Kein Zweifel an Gott

Von Mutter Teresa, die seit zehn Jahren tot ist, und vom prominenten Golfer Bernhard Langer, der gerade seinen 50. Geburtstag feiert.

Der Beitrag über Mutter Teresa („Mutter Teresa zweifelte zeitweise

an Gott“) zitiert: „Ich fühle tiefe Einsamkeit in meinem Herzen“ und (zum Erzbischof von Kalkutta): „Beten Sie für mich ... alles ist in mir Eiskälte. Nur mein blinder Glaube hilft mir durchzuhalten ... Himmel bedeutet mir nichts – er scheint mir verlassen – es bringt mir nichts, daran zu denken, und doch ist da die quälende Sehnsucht nach Gott. Beten Sie, dass Gott die Dunkelheit von meiner Seele nimmt“. Bekommt dadurch das Bild des Engels von Kalkutta Risse? Es gibt eine ganze Reihe von Heiligen, von denen bekannt ist, dass sie schmerzliche Zeiten der geistlichen Trockenheit und Dürre, wo sie sich von Gott verlassen fühlten, durchgemacht haben. Wer ungeschönte Biografien zur Hand nimmt, kann das erfahren. Auch die hl. Theres von Lisieux bekennt z.B. auf ihrem Krankenlager, dass die schlimmsten Gedanken der Atheisten sich bei ihr einzunisten versuchten. Entscheidend ist, ob der Glaube in solchen Phasen durchgehalten wird.

Selbstherrliche Bibelauslegung

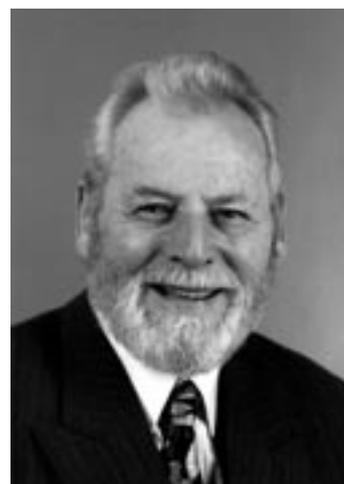
Und da ist der Fall des Bernhard Langer. Er sagt von sich: „der Glaube ist ‚der Mittelpunkt‘ meines Lebens geworden“ und er schildert, wie er dazu kam, nachdem ihn ein anderer Golfer in einen Bibelkreis eingeladen hatte. Nachdem er sich eine Bibel gekauft hatte. Aber was gibt Bernhard Langer die Sicherheit, dass *er* die Bibel richtig versteht? Alle Vertreter der verschiedenen Glaubensrichtungen sind subjektiv der Meinung, dass sie die Bibel richtig verstehen. Zeigt sich hier nicht doch die Notwendigkeit einer verbindlichen Lehrautorität? Bernhard Langer ist nach der Bibellektüre aus der katholischen Kirche ausgetreten. Die Begründung, die er dafür angibt ist merkwürdig unscharf: „Ich bin katholisch erzogen worden“... „Ich kaufte mir eine Bibel, habe sie intensiv gelesen, immer wieder Fragen gestellt und innerhalb von ein paar Monaten war mir klar, dass die Bibel Gottes Wort ist und ich tun muss, was die Bibel sagt und nicht das, was Menschen und Religionen daraus gemacht haben. Viele Religionsrichtungen gehen auf die Bibel zurück, aber sie lehren zum Teil doch Unterschiedliches. Und das ist sicher nicht

in Gottes Sinn. Ich bin ein paar Jahre nach diesem Erlebnis ausgetreten, als ich überzeugt war, dass ich nach der Bibel leben möchte.“

Die katholische Kirche, ebenso wie die evangelische, fordert immer wieder zum Bibellesen auf. In jedem Gottesdienst werden Stellen aus der Bibel als Wort Gottes vorgelesen, und es wird ermuntert, diese Passagen ernst zu nehmen. Wo ist das Problem? Liegt es vielleicht darin, dass Bernhard Langer nur *sein* eigenes Bibelverständnis als richtig ansieht?

Hubert Gindert

Gedenken



Am 29. Juli 2007 ist Herr Arnold Guillet verstorben.

Arnold Guillet war ein leidenschaftlicher Kämpfer für die katholische Kirche. Mit dem Christiana Verlag hat er über viele Jahre ein wirksames Presseapostolat ausgeübt.

Arnold Guillet war über lange Jahre dem „Fels“ eng verbunden, insbesondere über die Beziehungen in der Schweiz.

Der Herr möge ihm sein Engagement reichlich belohnen.

Die Felsredaktion

Mensch oder nicht?

Derzeit wird wieder versucht, das deutsche Gesetz zur Sicherstellung des Embryonenschutzes im Zusammenhang mit Einfuhr und Verwendung menschlicher embryonaler Stammzellen (1.7.2002) zu kippen oder auszuhöhlen. In einem Beitrag für die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ (28.8.2007) wandte sich der Philosoph Prof. Dr. Robert Spaemann gegen die u. a. von Bildungsministerin Anette Schavan vorgebrachte Behauptung, die Substanz des Gesetzes sei nur zu halten durch Verschieben des Stichtages, nachdem keine Embryonen mehr für deutsche Forschungszwecke getötet werden dürfen

Es wird höheren Ortes darüber diskutiert, ob der Stichtag verschoben werden soll, bis zu dem Embryonen getötet sein müssen, um für Forschungszwecke freigegeben zu werden. Die Debatte zeigt, dass der Punkt aus dem Auge verloren wurde, um den allein es hier gehen kann. Die zeitliche Befristung sollte ja, als sie beschlossen wurde, sicherstellen, dass die Aussicht auf eine spätere „verbrauchende“ Nutzbarmachung menschlicher Föten bei deren Tötung keine Rolle mehr spielen dürfe, auch nicht als inneres Alibi zur Entlastung des Gewissens. Wenn nun der Stichtag auch nur einmal verschoben wird, dann ist er endgültig hinfällig. Es gibt kein Argument mehr, ihn nicht immer wieder zu verschieben, mit anderen Worten, ihn abzuschaffen. Wer unter den Befürwortern der Verschiebung ehrlich ist, der sollte deshalb offen sagen, dass er für die unbefristete Freigabe plädiert.

Dann allerdings sollte er auch sagen, dass er das Urteil des Bundesverfassungsgerichtes zu ignorieren empfiehlt, nach welchem der Schutz des menschlichen Lebens von dessen biologischem Anfang an für den Staat verpflichtend ist (...)

Wenn Menschen im Frühstadium ihres Lebens keine Menschen sind und folglich keine Menschenrechte besitzen, dann bedarf es keiner Rechtfertigung, um sie zu „verbrauchen“. Es bedarf vor allem auch keiner gesetzlichen Regelung. Sind sie aber, wie das Verfassungsgericht erklärt, Träger des Grundrechtes auf Leben, dann kann das Recht auf Forschungsfreiheit niemals das Recht einschließen, andere Träger von Grundrechten einfach zu beseitigen. Das Grundrecht der Freiheit auf Kunst schließt nicht das Recht ein, fremde Hauswände zu bemalen, das Recht auf Forschungsfreiheit nicht das Recht auf Hausfriedensbruch durch Okkupation fremder Räume zu Forschungszwecken.

Solche innere Beschränkung von Grundrechten gilt a fortiori [erst recht] für die verbrauchende Instrumentalisierung von Menschenleben. (...)

Zeit im Spektrum

Ein Vorschlag zur „empowerment of women“

Der Stiftungspreis 2007 der Stiftung „Ja zum Leben“ wurde Christa Meves verliehen und ihr am 23. Mai 2007 in München überreicht. Die Laudatio hielt Pastor Jens Motschmann, Grußworte sprachen die Stiftungsvorsitzende Johanna Gräfin von Westfalen, Hartmut Steeb von der Evangelischen Allianz und Weihbischof Prof. Dr. Andreas Laun. Christa Meves dankte mit einer längeren Ansprache. – Die Stiftung hat nun eine Dokumentation mit allen Ansprachen und Grußworten herausgebracht (Stiftung Ja zum Leben, Haus Laer; D-59872 Meschede; Tel. 0291-2261, Fax 0291-6191). Aus dem Grußwort von Weihbischof Laun hier ein Vorschlag:

(...) Ich denke mir, wenn wir da wirklich alle gemeinsam fordern und fordern und fordern, nämlich die Bezahlung der Mütter, dann haben wir das beste Instrument gegen die Abtreibung, das wir uns überhaupt wünschen können. ... Wenn es uns gelänge, ein Müttergehalt durchzusetzen, dann würden wir viele Frauen motivieren, ihren Kindern das Leben zu schenken. Das wäre ein ganz großartiger Gewinn für die Frauen, ein wirkliches „empowerment of women“, wenn man sagt, eine Frau, die ein Kind aufzieht, die leistet etwas Großartiges. Alle anderen Menschen werden bezahlt ... Und bei den Frauen sagen wir immer noch, soll sie ruhig machen, und ob sie nachher in die Armut kommt, ist uns eigentlich wurscht (...)

Missachtung des Elternrechts – Missbrauch von Steuergeldern

Der „Stiftungsbrief“ der Stiftung „Ja zum Leben“ wandte sich mit dem Septemberheft 2007 unter dem Titel „Wer schützt uns vor dieser Aufklärung?“ gegen eine von Bundes- und Länderbehörden betriebene sogenannte „eman-

zipatorische Sexualpädagogik“ (Stiftung Ja zum Leben, Haus Laer; D-59872 Meschede)

Der Sexual-Ratgeber „Körper, Liebe, Doktorspiele“ für 1- bis 3-jährige Kinder wird seit sechs Jahren in ganz Deutschland vertrieben. Nach zahlreichen Protesten lässt Bundesministerin von der Leyen die Aufklärungsbroschüre nun überarbeiten. Das Heft dürfte allerdings noch in zahlreichen Kinderkrippen, Familienbildungsstätten und bei Kinderärzten aufliegen (...)

Das Institut für Sexualpädagogik, das die Broschüre im Auftrag der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung entwickelt hat, fühlt sich sogar als Opfer einer „aufhetzenden Pressekampagne“ (...) Wenn man bedenkt, dass es hier um Einrichtungen geht, deren Dominanz in Bereich der Kinder- und Jugendpädagogik sich vor allem staatlicher Protektion verdankt, wirkt die Opferrolle unangebracht, handelt es sich hier doch um Täter. (...) Hinter der „Hetzkampagne“ werden „rechtskonservative“, „christlich-fundamentalistische Kreise“ identifiziert. Auch das wäre weiter nicht schlimm, wenn dahinter nicht Bundes- und Landesbehörden stünden, die hier offensichtlich eine einseitig ideologische sog. „emanzipatorische Sexualpädagogik mit Steuergeldern als verbindlich durchsetzen wollen. Logische Konsequenz dieser Pädagogik ist die Forderung nach einem „Recht auf Abtreibung“, wie sie auch von „Pro Familia“ propagiert wird.

Es ist zu befürchten, dass nach kurzer Pause die Kleinsten im selben Geiste weiter „aufgeklärt“ werden

Ein großer Vorteil

Der seit der äthiopischen Revolution in Frankfurt am Main lebende Prinz Asfa-Wossen Asserate, ein Großneffe des letzten äthiopischen Kaisers Haile Selassie, ist im deutschen Sprachraum durch seinen Bestseller „Manieren“ bekannt geworden. In einem weiteren Buch „Ein Prinz aus dem Hause David“ berichtet er auch über seinen Glaubensweg in der äthiopisch-orthodoxen Kirche. Das PUR-Magazin sprach mit dem Prinzen über den Glauben, die Ökumene und den Dialog mit dem Islam (PUR-Magazin 9/2007, S.12 ff, Hauptstr. 22, D-88353 Kitzlegg). Auf die Frage nach dem Dialog mit der katholischen Kirche und den Nachteilen der Nationalkirchen antwortete der Prinz u.a.

(...) Papst Johannes Paul II. hat uns dann mit seinem Apostolischen Schreiben „Orientale Lumen“ und der Enzyklika „Ut unum sint“ die Tore zur Ökumene geöffnet.(...)

Es ist richtig, dass die Nationalkirchen zu sehr mit den jeweiligen weltlichen Herrschern verbunden sind. Die römische Universalkirche hat hier eindeutig einen großen Vorteil, was den päpstlichen Primat angeht. So bin ich seit der Wahl Papst Benedikts XVI. davon überzeugt, dass wir diesbezüglich große Fortschritte in der Ökumene zwischen Rom und den verschiedenen orthodoxen Kirchen erleben werden. Allein die Tatsache, dass dieser Pontifex Maximus die Tiara auf seinem Wappen durch die Mitra ersetzte, darf nicht nur als ein Zeichen der Demut betrachtet werden. Vielleicht bedeutet es auch: „Wir können über den Primat des Papstes reden.“

Bärendienst für die Ökumene

Das Schreiben vom 29. Juni 2007, in dem die Glaubenskongregation mit Aussagen vor allem des 2. Vatikanischen Konzils „Antworten auf Fragen zu einigen Aspekten bezüglich der Lehre über die Kirche“ gab, hat insbesondere mit der Antwort auf die 5. Frage bei Protestanten und den Medien erstaunliche Reaktionen hervorgerufen (Frage und Antwort: siehe „Fels“ 8/9-2007, S.233). Zu einer erstaunlichen Reaktion von katholischer Seite nahm Dr. Dr. David Berger in „Theologisches“ Stellung (7/8-2007, Sp. 273 f; Verlag vetera & nova e.K., Bataverweg 21, D-53117 Bonn).

(...) Während die 5. Antwort eindeutig und unmissverständlich lehrt, dass den protestantischen Gemeinschaften aufgrund des Fehlens der apostolischen Sukzession im Weihesakrament die Bezeichnung Kirche nicht zukommt, vertrat Kardinal Lehmann am 10. Juli in seinem Statement eine Interpretation der Erklärung, die gerade das Gegenteil besagt: „Die erneute katholische Stellungnahme der Glaubenskongregation mag besonders in ihrer Knappheit und Dichte hart erscheinen, aber sie lässt grundlegend Raum, die anderen Kirchen nicht nur moralisch, sondern theologisch als Kirchen zu achten. Einem klaren Dokument wird hier – sicher im Hinblick auf die Ökumene ad hominem gutgemeint – eine unklare, ja verfälschende Interpretation übergestülpt. Einen schlimmeren Bärendienst als verwaschene Unklarheit wird man aber einer echten Ökumene kaum erweisen können.

Ganz anders die klare Sprache der Glaubenskongregation. Sehr zutreffend kommentiert daher Erzbischof Angelo Amato die Responsa [Antworten]: „Indem unbegründete Interpretationen der Kirche eliminiert werden, tragen die Responsa dazu bei, den ökumenischen Dialog zu stärken, der über die Offenheit für die Gesprächspartner hinaus auch

die Identität des katholischen Glaubens bewahren muss. Nur auf diese Weise kann man zur Einheit aller Christen in der „einen Herde und dem einen Hirten“ (vgl. Joh 10,16) gelangen.

„Sehr vorsichtig geworden“

In einem vor kurzem erschienenen Interview-Buch gibt der Erzbischof von Wien, Christoph Kardinal Schönborn, Antwort auf Fragen von Menschen, die – so die Interview-Partnerin im Vorwort – „so wie ich auf der Suche sind und ja gerne glauben wollen, aber von der Kirche oft enttäuscht werden“ (Christoph Schönborn / Barbara Stöckl. Wer braucht Gott? Ecowin-Verlag GmbH, Salzburg 2007, ISBN 978-3-902404-33-6). Eine der Fragen lautet: „Ist Ihre Privatmeinung eigentlich bei kirchlichen Fragen deckungsgleich mit der Kirchenmeinung, oder können Sie das überhaupt differenzieren?“ (S.127). Aus der Antwort des Kardinals hier einige Zeilen:

(...) In politischen Fragen kann es sehr oft Dissens geben, verschiedene Einschätzungen (...) Aber ich wüsste keinen Punkt, wo ich lehrmäßig sagen müsste, da bin ich jetzt im Dissens.

Ich gestehe, dass ich 1968, da war ich 23 Jahre alt, Schwierigkeiten hatte mit „Humanae vitae“, Pauls VI. (+ 1978) berühmter Pillen-Enzyklika. Und dass ich diese Schwierigkeit durch alle Jahre hindurch eigentlich mit mir getragen habe. Ich habe nur immer irgendwie diffus gespürt: Etwas Prophetisches liegt da drin. Ob es jetzt im einzelnen Argument so stimmt, ist eine andere Frage, aber es ist etwas Prophetisches. Und heute sehe ich fast mit Entsetzen, dass dies Prophetische richtig war. Unabhängig von der moralischen Bewertung stehen wir vor der Tatsache, dass unser Kontinent zu seiner Zukunft nicht wirklich Ja sagt. Und das hat damals mit der Pille begonnen. Papst Paul VI. hat Einsamkeit, Unverständnis und unglaublich viel Widerspruch auf sich genommen, um das trotzdem so zu sagen (...) Es ist hart, einsam Prophet zu sein. Aber 40 Jahre später sehen wir: Da ging es um eine ganz wesentliche Frage. Was heißt Weitergabe des Lebens?

Wenn ich etwas von der Lehre der Kirche schwer nachvollziehen kann, bin ich sehr vorsichtig geworden zu sagen, das ist ein Blödsinn (...).

„Die Berufung von dir und mir“

In der Zeitung „Die Tagespost“ (15.9.2007) stellt Leo M. Maasburg das Buch mit den Aufzeichnungen und Briefen der seligen Mutter Teresa vor, das

vor kurzem erschienen ist und in den Medien nur wegen der Erfahrungen geistlicher Trockenheit und Dunkelheit Beachtung fand, von denen Mutter Teresa darin spricht (Brian Kolodiejchuk: Komm, sei Du mein Licht! – Die geheimen Aufzeichnungen der Heiligen von Kalkutta. München 2007, ISBN 978-3-6290-2197-7). Der Rezensent schreibt u.a.:

Es bleibt abzuwarten, ob dieses Buch nicht weit über alle Erwartungen hinaus von breiten Kreisen einfacher Menschen verstanden wird, da es eine Lebenswirklichkeit beschreibt, die sie erleben. Mutter Teresa wurde nicht müde zu wiederholen. „Heiligkeit – und folglich auch der Weg dorthin – ist nicht der Luxus weniger, sondern die einfache Berufung von dir und mir; wir sind alle dazu geschaffen, heilig zu werden.“ Wenn das wahr ist, dann wird dieses Buch ein Klassiker der volksnahen Mystik, das vielen Trost und Licht spenden kann.

Bald in ganz Nordrhein-Westfalen

Über ein Hörertreffen in Krefeld und die Ausweitung des Sendebereichs von Radio Horeb berichtet Pfr. Dr. Richard Kocher, der Programmdirektor, im September-Rundbrief (Radio Horeb, Postfach 1165, D-87501 Immenstadt; Tel./Fax 0700-75257525; Internet: www.horeb.org).

Das Hörertreffen in Krefeld am 4. August war ein Höhepunkt in der Geschichte unseres Radios. Die Kirche St. Johann, mit den Ausmaßen einer Kathedrale, war voll von Menschen. Bei herrlichem Sommerwetter nahmen viele Zuhörer die Möglichkeit wahr, in der Liturgie Gott zu feiern und mit den Verantwortlichen des Radios ins Gespräch zu kommen. Mit spontanem Applaus wurde meine Ankündigung bedacht, dass wir innerhalb der nächsten Wochen mit der Einspeisung von Radio Horeb in das Kabelnetz Nordrhein-Westfalens beginnen werden. Etwa ein Drittel des Gebietes wird in einem ersten Schritt mit dem Signal unseres Radios versorgt werden. Wir sind zuversichtlich, dass in absehbarer Zeit im ganzen Bundesland Radio Horeb gehört werden kann(...). Im Zuge der Neugestaltung unserer Werbematerialien arbeiten wir im Augenblick mit Hochdruck an einer neuen Version unseres Monatsprogramms. Ab spätestens November – evtl. auch schon früher – werden sie unseren neugestalteten Rundbrief erhalten (...) Auch unsere Homepage wird in einem neuen Bild erscheinen. Dieses Medium wird immer wichtiger (...).

Herbert Vorgrimler, Theologie ist Biographie. Erinnerungen und Notizen. Aschendorff-Verlag Münster 2006. Broschier Euro 12,80. ISBN 978-3-402-00423-4

Die Berufswege Gottes sind wunderbar, manchem erscheinen sie aber auch sonderbar. Herbert Vorgrimler beschreibt seine Berufung als „Berufung im ‚Contra‘, ... nicht in Anpassung und Konformität“. Daher ist „Theologie“ bei ihm „Biographie“, um zu zeigen, dass er, ein Vertreter der Kirche, ganz aus dem Erwartungsschema fällt, das man an einen Kleriker richtet. Hier soll nicht der Kleriker im Vordergrund stehen, sondern das Bild, das dieser von sich selbst in seiner Biographie zeichnet.

Hat Jesus nicht deutlich genug gesagt, dass man in seiner Nachfolge mit allen ihren Anforderungen zu Opfer und Verzicht nur Nonkonformist sein kann? Wer für sich einen anderen Lebensstil wählt, macht sich zu einem „Non-Konformisten“ eigener Prägung, einem Angepassten an den Zeitgeist. Prof. Vorgrimler meint offensichtlich, die eigene Persönlichkeit besonders dadurch unterstreichen zu können, dass er einen Lebens- und Verhaltensstil an den Tag legt, der aus dem Rahmen des erwähnten Erwartungsschemas Jesu herausfällt.

In seinem Buch „Theologie ist Biographie – Erinnerungen und Notizen“ im Aschendorff Verlag teilt er seine Mitmenschen nach dem Freund-Feind-Schema ein, getreu der sozialistisch-kommunistischen Devise: „Willst du nicht mein Bruder sein, dann schlag‘ ich dir den Schädel ein“. Sym- oder Antipathie spielen bei ihm die ausschlaggebende Rolle. So war ihm Pius XII. schon deswegen unsympathisch, „weil er für Schäumele (Bischof von Freiburg; d.V.) das Ein und Alles darstellte“. Und P. Leppich war ihm als „lärmender Marktschreier“ zuwider. Auch vor Etikettierung schreckt er nicht zurück: So ist der (selige) Kard. von Galen für ihn ein „Patriotist“. Ein probates Mittel scheint ihm die Abwertung zu sein: entsprechend ist der Herausgeber von Theologisches, der habilitierte Dr. Dr. David Berger, eben nur ein „Religionslehrer“, der angeblich kein Mittel des Rufmords scheut. Die Initiativkreise – offensichtlich meint er ja wohl den von Münster in besonderer Weise – bezeichnet er als die, „die sich als die wahren Glaubenswächter gebärdeten“.

Von einer Biographie erwartet man eine gewisse Vollständigkeit, zumal dann, wenn Teilgedanken angedeutet, aber

nicht zu Ende geführt werden. Vorgrimler blockt aber immer dort ab, wo es für den Leser interessant würde. So fehlt jede Erklärung dafür, warum und woher in seinem Elternhaus „eine unterschwellige antiklerikale Stimmung“ herrschte, und das „trotz dieser selbstverständlichen Frömmigkeit“. Der Leser erfährt auch nicht, ob und wie der Sohn des Hauses als Kleriker im Elternhaus akzeptiert wurde.

Interessant wäre es vor allem, die Anfänge seiner Beziehung zu seiner „Hausdame“ Sigrid Loersch kennenzulernen.

Vor seiner Entscheidung, dem Ruf auf den Lehrstuhl nach Münster zu folgen, legt er mit „Sigrid“ zusammen „Listen an, was für und gegen Luzern, für und gegen Münster spräche. Die Einzelpunkte interessieren hier nicht.“ (Herv. d.d.V.) Wirklich nicht?

Seine Gegner qualifiziert er auch nach dem Gesichtspunkt, ob sie „Sigrid“ mochten oder nicht: „... er (Dr. Bernhard Bendfeld) mochte auch Sigrid“.

Welche Fides prägt einen Menschen, der so sehr auf persönliches Ansehen und gesellschaftliche Ästimmung bedacht ist? Bei Rahner hat er „einen unerschütterlichen Dennoch-Glauben“ kennengelernt – also Fideismus. Ob das für ein Leben als Priester und Theologe reicht? Überhaupt vermisst man jeden spirituellen Hintergrund in einer Biographie, in der der Autor immer wieder von Zelebration der Messe etc. spricht. Wobei man nicht vergessen darf, dass ihm ein Predigtverbot drohte. Um dem zu entgehen, „hielt [er] (unerlaubt, aber gültig!) Eucharistie in kleinen und kleinsten Gruppen, sogenannte Haus- oder Tischmessen.“ Das zu seinem „Gehorsam“ und zu seiner „Demut“. Der Leser urteile selbst, wie das auch zum von ihm gelobten Gehorsam gegenüber der Kirche und zur Nachfolge Christi passt.

Im letzten Kapitel, das wie von einer anderen Person geschrieben scheint, beklagt Vorgrimler wortreich den Verlust von Glaubenswissen und spricht sich sogar massiv gegen Gruppendynamik und Esoterik aus. Das muss ausdrücklich positiv vermerkt werden. Jeder theologische Lehrer, ob Professor oder einfacher Religionslehrer, wird sich über eine Feststellung freuen, die ihm geeignet erscheint, dass sich fortan in Fakultäten und Schulen etwas ändert. Vorgrimler stellt sich aber nirgends die ehrliche Frage, welchen Anteil er selbst mit seiner Theologie am Verlust des Glaubenswissens hat. Seine Bücher vermitteln weithin den Eindruck der Verfügbarkeit und des geschichtlichen Wandels von Dogmen bis hin zur

Änderung der Glaubensinhalte. Seine Berufung auf den „Geist des Konzils“ ist aufschlussreich. Wenn aber Wandel statt bleibend Unveränderliches, warum soll sich ein Student, ein Schüler dann noch Glaubenswissen aneignen?

Vorgrimlers Biographie vermittelt den Eindruck, als habe sich sein Leben in äußeren Abläufen erschöpft: zwischen Reisen und Theaterbesuchen, Herausgabe von Büchern und Wahrnehmung von Aufgaben in der Fakultät oder als Professor. Es kann daher nicht verwundern, dass er mit „Seelsorge“ nicht viel anzufangen weiß, sonst müsste er wissen, dass es eine „Totensalbung“ nur sub conditione gibt; frühere Generationen lernten dies schon im Religionsunterricht – er etwa nicht, nicht einmal in der theologischen Ausbildung? Und wenn er als Krankenhauseelsorger einem Komatösen die Krankensalbung verweigert oder einem vermeintlich schon Gestorbenen die „Letzte Ölung“ nicht gibt, dann verweigert er eben auch einen Akt der Seelsorge, zumindest an den Angehörigen.

Wenig spirituell scheint auch seine Beziehung zu Bischof Lettmann (gewesen) zu sein. Das Verhältnis zu Bischof Lettmann wird bis zur Peinlichkeit breitgetreten. Da sind zunächst die vielen Reisen mit dem Bischof, nach der Biographie bis zu dreimal im Jahr. Eine wichtige, nämlich einflussreiche Rolle spielt da auch „Sigrid“, die manchmal stundenlang mit dem Bischof Gottesdienste vorbereitet, in denen sie dann Lesung und Fürbitten vorträgt. Es bleibt das Geheimnis des Bischofs, warum er ihr einen Lehrstuhl für feministische Theologie angeboten, und das Geheimnis von „Sigrid“, warum sie nicht angenommen hat. „Sigrid“ konnte sich auch wünschen, von den Bischöfen Lettmann und Musinghoff, Pfarrer Lohle, Pater Edilbert und von Vorgrimler selbst beerdigt zu werden.

Wohl als positiv weiß Vorgrimler zu berichten, dass Bischof Lettmann im Sinne einer Rede von Kard. König das „episkopein‘ mit großer Bedächtigkeit“ wahrnimmt. Inhaltlich heißt das, er ermöglicht, was ganz der Vorstellung Vorgrimlers entspricht, dass Theologen nämlich keine Handlanger des kirchlichen Lehramtes sind: „Er (Bischof Lettmann; d.V.) belässt der Theologie die Würde der Freiheit freier Männer und Frauen und lässt uns damit auch den Freiraum zur Demut.“ – „Demut“? Auf exakt 400 Seiten incl. Personenregister spürt der Leser wenig von Demut bei all den Ver- und Aburteilungen der Gegner Vorgrimlers! Hat er als Theologe und Priester nicht Gehorsam

gelobt? Ist er nicht aufgrund des gelobten Gehorsams gegen das kirchliche Lehramt – nicht nur gegen den Bischof – in sein Amt als Professor berufen worden? Immerhin macht dies deutlich, warum der Bischof eine Häresieanzeige des ehemaligen Initiativkreises Münster e.V. gegen Vorgrimler aus dem Jahre 2003 innerhalb einer Woche negativ beschied: Er „sehe in den theologischen Ausführungen von Herrn Professor Dr. Vorgrimler auch nicht einen Anfangsverdacht von Häresie gegeben“. Dass der Initiativkreis mit seiner Anzeige nicht völlig falsch lag, bestätigt Vorgrimler selbst mit dem Hinweis, dass Kard. König seinen Einfluss geltend machte, dass schon 1972 (!) „drei Anzeigen“ gegen ihn bei der Glaubenskongregation „aus den Akten entfernt wurden“.

Vorgrimlers Sympathien gehen fast immer und auf allen Ebenen in eine Richtung, die man als antikirchlich oder antiklerikal bezeichnen kann. So fühlte er sich berufen, im Gespräch mit den Kommunisten zu vermitteln. Für die Freimaurer, deren Logen er besucht, hegt er deutliche Sympathien.

Man wünschte sich, das Buch Herbert Vorgrimlers wäre das letzte Produkt eines Altachtundsechzigers.

Reinhard Dörner

Gerhard Senninger: Glaubenszeugen oder Versager? Katholische Kirche und Nationalsozialismus. EOS-Verlag, 3. Auflage 2007, ISBN 978-3-8306-7156-5 Preis: 24,80 Euro, 416 Seiten.

Die Untersuchungen zu Einzelaspekten des Verhältnisses zwischen Kirche und Nationalsozialismus sind außerordentlich zahlreich und daher kaum noch überschaubar. Da ist es gut, dass Gerhard Senninger mit der 3. Auflage seines Buches eine erweiterte Gesamtdarstellung auf dem neuesten Stand vorlegt. Er zeigt in seinen einleitenden Kapiteln zunächst die historischen Entwicklungslinien auf: Von Bismarcks Kulturkampf gegen die römische Kirche, von den wirtschaftlichen und psychischen Folgen von Versailles und von der weltweiten Wirksamkeit des Kommunismus – Erscheinungen, mit denen sich die Kirche um 1930 konfrontiert sah. So wird beispielsweise die behutsame „Eingabetaktik“ des Breslauer Kardinals Bertram erst auf dem Hintergrund des Kulturkampfes verständlich. Die Kenntnis zahlreicher Verwundungen aus früherer Zeit ist notwendig zum Verständnis des Verhaltens der Katholiken. Im Hauptteil dokumentiert und kommentiert der Autor u.a. den Kampf der Kirche gegen die nati-



onalsozialistische Weltanschauung, der u.a. auch dazu führte, dass Rosenbergs „Mythus des 20. Jahrhunderts“ vom Vatikan auf den „Index“ der für Katholiken verbotenen Bücher gesetzt wurde. Allein dieser Vorgang würde den grundsätzlichen Gegensatz zwischen Kirche und NS beweisen, was in bestimmten Medien immer wieder bestritten wird. Auch

Gedenken an Kardinal Lustiger

Paris (AFP/FDK) – Der frühere Erzbischof von Paris, Jean-Marie Kardinal Lustiger, ist tot. Der 80-jährige erlag in einem Pariser Hospiz einem Krebsleiden. Er setzte sich Zeit seines Lebens für die Annäherung zwischen Juden und Christen ein.



Lustiger teilte im Oktober 2006 mit, er sei schwer krank. Seit April wurde er in einem Pariser Hospiz gepflegt. Noch im Januar zelebrierte er die Messe für den verstorbenen Armenpriester Abbé Pierre in der Kirche Notre Dame in Paris.

Kardinal Lustiger galt als enger Vertrauter und Freund von Papst Johannes Paul II. Die Direktiven des Kirchenoberhauptes befolgte der Franzose stets buchstabengetreu und fand so innerhalb der Kirche in Frankreich nicht immer Zustimmung. Mit Johannes Paul II. verband ihn die Liebe zur Philosophie, aber auch die Kompromisslosigkeit in Doktrin und Liturgie. Für die soziale und internationale Gerechtigkeit war er ein unermüdlicher Streiter.

Als Aaron Lustiger wurde der spätere Kirchenmann am 17. September 1926 in Paris geboren. Seine Eltern waren polnische Juden, die vor Verfolgung in ihrer Heimat nach Frankreich geflohen waren. Im Alter von 14 Jahren konvertierte Lustiger zum

katholischen Glauben und nahm den Vornamen Jean-Marie an. Zwei Jahre später wurde seine Mutter nach Auschwitz deportiert und dort ermordet.

Seine Priesterweihe erhielt Lustiger 1954 in Paris, danach war er 15 Jahre lang Universitätsgeistlicher der Sorbonne und der großen französischen Eliteschulen. Johannes Paul II. kreierte ihn 1979 zum Bischof von Orléans und 1981 zum Erzbischof von Paris.

Frankreichs Präsident Nicolas Sarkozy würdigte Lustigers Lebensweg als „Beispiel und Mysterium“. Lustiger sei „eine große Gestalt des geistlichen, moralischen, intellektuellen und natürlich religiösen Lebens unseres Landes“, hieß es in einer Erklärung.

Das „Forum Deutscher Katholiken“ gedenkt Kardinal Lustigers, der 2003 auf dem Kongress „Freude am Glauben“ den Schlussgottesdienst zelebrierte und zu den Teilnehmern sprach, dankbar im Gebet.

die leider weithin unbekannte Enzyklika „Mit brennender Sorge“ vom 21. März 1937 zeigt den grundsätzlichen Gegensatz zwischen Kirche und NS-Staat. Der Einsatz des Vatikan und der deutschen Katholiken für die Juden erweist sich als erheblich umfangreicher als allgemein bekannt ist. Im Vergleich mit den Protestanten, mit den Westmächten und mit dem Internationalen Roten Kreuz stünde die katholische Kirche sehr gut da, wenn ihr Engagement bekannt wäre. Senniger weist nach, dass manche ungerechte Anschuldigung gegen die Kirche nicht wissenschaftlich begründet ist, sondern

eher ideologisch motiviert sein dürfte. Literaturangaben, Personen- und Sachregister sowie Statistiken und Wahllandkarten runden das umfangreiche Werk ab. Die Wahllandkarten von 1932 und 1933 zeigen, dass die NSDAP in überwiegend katholischen Gebieten nicht die Mehrheit erreichte. Das Buch ist sehr zu empfehlen.

Der Autor ist katholischer Pfarrer, als Jahrgang 1931 ist er noch Zeitzeuge. Sein Geschichtsstudium absolvierte er als Schüler des berühmten Münchner Historikers Franz Schnabel.

Eduard Werner

Veranstaltungen

Am 14. September tritt das päpstliche Motu proprio „Summorum Pontificum“ in Kraft, durch das die Feier der katholischen Messe im „alten“ römischen Ritus wieder erlaubt wird. Wie Stadtpfarrer Georg Alois Oblinger bekannt gab, wird künftig auch in der Pfarreiengemeinschaft Ichenhausen das Angebot an Gottesdiensten erweitert werden. Zusätzlich zu den bisherigen Gottesdiensten findet künftig jeden Montag um 19 Uhr in der Pfarrkirche St. Stephan im Stadtteil Autenried eine heilige Messe im überlieferten Ritus statt. Bei Bedarf werde auch eine Sonntagsmesse im traditionellen Ritus angeboten werden.

Radio Horeb – Leben mit Gott Höhepunkte Oktober 2007



Exerzitien: 16.-18.10. Heilungsexerzitien mit Prof. Dr. Tomislav Ivancic. 30.10. - 2. 11. Exerzitien unter dem Bibelwort „Danach aber wird es geschehen, dass ich meinen Geist ausgieße über alles Fleisch.“ (Joel 3,1) mit Sr. Margarita Valappila.

Spiritualität – Sa. bis Do. 14.00 Uhr; 15.10. feiern wir den Gedenktag der hl. Teresa von Avila. Pfr. Martin Finkel führt uns zu diesem Anlass in einer dreiteiligen Reihe jeweils am Montag in ihr Denken und Beten ein.

Standpunkt – So., 20.00 Uhr; 7.10. Pfr. Dr. Hansmartin Lochner: Ein katholischer Pfarrer mit sechs Kindern – diese Lebensgeschichte lässt aufhorchen und ist es wert, erzählt zu werden. 28.10. Weihbischof Dr. Heiner Koch: „Kirche in der Erlebnisgesellschaft – Widerstand oder Anpassung?“

Wir über uns: radio horeb orientiert sich am Lehramt der katholischen Kirche. Liturgie (täglich Hl. Messe, Stundengebet und Rosenkranz), Katechese und Verkündigung sowie Lebenshilfe, Soziales und Spiritualität.

radio horeb strahlt sein 24-Stunden-Programm über das ASTRA-Satellitensystem analog und digital in Europa und in zahlreichen Kabelnetzen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz aus. Weltweit ist radio horeb im Internet unter www.horeb.org zu hören. Auf unserer Homepage erfahren Sie außerdem alles weitere Wissenswerte zu Empfang und Programm. **radio horeb Hörerservice:** radio horeb - Hörerservice, Postf. 1165, D- 87501 Immenstadt, Tel/Fax: 0700 – 75 25 75 25; Email: info@horeb.org Home: www.horeb.org

K-TV Programmempfehlungen vom 6. Oktober bis 2. November



Programm Nr. 12a, 24a, 36a, 48a Spirit: Ehe und Familie christlich gestalten; von Kirche in Not; Sendetermine: 7.10., 14.10., 21.10. 28.10., 14.30 Uhr / 9.10., 16.10., 23.10., 30.10., 17.00 Uhr / 10.10., 17.10., 24.10., 31.10., 10.00 Uhr / 11.10., 18.10., 25.10., 1.11., 21.00 Uhr / 12.10., 19.10., 26.10., 2.11., 13.00 Uhr / 15.10., / 22.10., 29.10., 5.11., 05.00 Uhr Mit Pfarrer Erich Maria Fink. Moderation: Michael Ragg

Programm Nr. 24b Der Mensch: Höhepunkt der Schöpfung; Gedanken von S.E. Bischof Dr. Walter Mixa; Sendetermine: 14.10., 15.00 Uhr / 16.10., 17.30 Uhr / 17.10., 11.30 Uhr / 18.10., 21.30 Uhr / 19.10., 13.30 Uhr / 22.10., 05.30 Uhr

Programm Nr. 29 Die Entwicklungsstufen des Schöpfungsglaubens im Alten Testament; mit Prof. Dr. Anton Ziegenaus; Sendetermine: 20.10., 14.00 Uhr / 21.10., 17.00 Uhr / 22.10., 12.00 Uhr / 28.10., 04.00 Uhr

Programm Nr. 45 Ich öffne eine Tür: Jugendkatechese mit P. Karl Wallner OCist; Sendetermine: 27.10., 20.00 Uhr / 29.10., 18.00 Uhr / 1.11., 13.00 Uhr / 2.11., 7 22.30 Uhr / 5.11., 02.00 Uhr

Infos über das Programm: K-TV, Bäumlegasse 35, A-6850 Dornbirn, Tel.: 0043(0)5572/56512-0 oder www.kabeldeutschland.de Im Angebot von Kabel Deutschland sind wir leider nicht mehr vorhanden.

Messfeiern im alten Ritus

gemäß Altritus-Indult und Motu proprio „Ecclesia Dei“ siehe Heft 1/2007, S. 29

Trier: Ab Freitag, dem 12.10. finden in Zukunft regelmäßig Werktagsmessen in der überlieferten Form des römischen Ritus statt: Freitag 18.00 Uhr, Samstag 8.00 Uhr, Die Werktagsmessen werden gefeiert in der Kapelle des Pflegeheimes „Helenenhaus“ auf dem Gelände der Vereinigten Hospitien in Trier. Hinweise: 0651-9945888

Sühnenacht Sühneanbetung

Frankfurt: 21.10.07, 14.00 Uhr - 18.00 Uhr, St. Elisabeth, Ro.kr., Beichtgel., hl. Messe; Hinweise: 06192-961977

Hannover: jew. 1. Sa im Monat, Sühneanbetung i.d. Krypta d. Basilika St. Clemens, 19.00 Uhr, Auss., Beichtgel., Anbet., 21.00 Uhr hl. Messe im klass. röm. Ritus; So: 8.30 Uhr hl. Messe; Hinweise: 0511-3887874

Klotten: 13.10.07, Fatimabetsabend, 19.00 Uhr, Ro.kr. m. Beichtgel., 19.30 Uhr Lichterprozession u. Weihegeb.; 20.00 Uhr, feierl. Hochamt m. sakr. Seg.; Hinweise: 02674-3391

Leuterod/Ötzingen: 30.10.07, Maria-Hilf-Kirche, Sühnegeb.std. Euch.feier, Predigt, Beichte u. euchar. Anbet. von 18.00 - 22.00 Uhr m. Pfr. R. Lambert; monatl. Treffen der Mitglieder des Marian. Segenskreises; Hinweise: 02602-7272

Marienfried: 6.10.07, Sühnenacht, ab 14.00 Uhr; Lobpreisabend: 10.10.07; Hinweise: 07302-92270

Nächtliche Anbetung in Oberhaid: 13./14.10.07 nächtl. Anbetung in der Pfarr- und Wallfahrtskirche Oberhaid bei Bamberg, ab 20.30 Uhr, Ende 5.30 Uhr;

Trier: jd. Sonn- u. Feiertag, 15.00 Uhr Kirche d. Weißen Väter, hl. Messe im überl. röm. Ritus; Hinweise: 0651-309137
Wietmarschen: 6.10.07, Vesper St. Matthiasstift, hl. Messe, Hinweise: 05921-15291

Veranstaltungen der Initiativkreise – Aktionsgemeinschaften:

Initiativkreis Freiburg

6.10.2007, Gemeindehaus Pfarrei Christkönig, Tulpenstr. 1a, Karlsruhe-Rüppurr, 20.00 Uhr, Dr. Wolfgang Lindemann: Gewalt in Medien und Videogames – Gewalt in der Realität; Hinweise: 07243-4082

Aktionsgemeinschaft Limburg

20.10.2007, 16.15 Uhr, Gemeindehaus St. Marien, Bad Homburg, Hubert Krebsler, Vors. der IGSL Regionalgruppe Osna-brück (IGSL= in Geborgenheit sterben und leben): Zur ethischen Debatte um Sterbehilfe, Mit Anmerkungen zu Patienten- und Betreuungsverfügungen und Vorsorgevollmachten; zuvor: 15.30 Uhr feierl. Vesper m. sakr. Seg.; Hinweise: 06172-72181

Aktionsgemeinschaft Trier

25.11.2007, 16.00 Uhr, Missionshaus der Weißen Väter, Prof. Dr. Rudolf Voderholzer: Außerhalb der Kriche kein Heil?, zuvor: 14.30 Uhr, Ro.kr. u. Beichtgel., 15.00 Uhr, hl. Messe; Hinweise: 06831-41816

Liborius Wagner Kreis Würzburg

28.10.2007, 16.00 Uhr, St. Burkardus Haus, Würzburg, P. Josef Herget CM: Unser Missionsauftrag in einer multikulturellen Gesellschaft; zuvor 15.00 Uhr Vesper i.d. Sepultur des Domes; Hinweis: 06022-20726

Forum Deutsche Katholiken



Vom 29. Januar bis 1. Februar 2008 finden in Wigratzbad bei Lindau Exerzitien statt. Es handelt sich um eine gemeinsame Veranstaltung der Forums Deutscher Katholiken und der diözesanen Gebetsstätte Wigratzbad.

Leitung: Prof. Dr. Anton Ziegenaus, Motto: „Auf dem Weg – Wohin sollen wir gehen?“ Preis im DZ mit Vollverpflegung pro Person 172 Euro, im EZ 190 Euro pro Person.

Zur Teilnahme sind alle Interessierten eingeladen, also nicht nur Mitglieder des Forums Deutscher Katholiken. Anmeldung: Gebetsstätte Wigratzbad, Kirchstr. 18, 88145 Wigratzbad, Tel: (0049) 08385-92070; Fax -920729



Gebetsmeinung des Hl. Vaters Oktober 2007

1. dass alle Christen in der Diaspora gestärkt und ermutigt werden, ihren Glauben zu leben und treu zu bezeugen.
2. dass der „Sonntag der Weltkirche“ das missionarische Bewusstsein aller Getauften stärke.

Zu „Subsistit“

Pastor Wilhelm Schmidt aus Bremen-Horn war offiziell evangelischer Konzilsbeobachter auf dem Zweiten Vatikanum. Seinen Familien-Urlaub genoss er meistens in meiner Pfarre Radein. Wir verstehen uns bestens.

Auf dem Spaziergang durch den Wald blieb er einmal stehen und ließ mich wissen: „Mein lieber katholischer Mitbruder! Ich bete viel und bete wirklich, die Katholiken sollen ja nie all jene Fehler wiederholen, die wir Protestanten schon 400 Jahre lang bitter bereuen!“ Er dachte dabei an die zentrifugalen Tendenzen.

Er bekam regelmäßig die „Schemata“ zum Studium. Im Konzil sollte man das „Selbstverständnis der katholischen Kirche“ definieren. Die Meinungen gingen weit auseinander; es ging nicht recht weiter. Pastor Schmidt konnte und wollte helfen. Wie denn? Er formulierte „subsistit“, wandte sich an den jungen Theologen Joseph Ratzinger, persönlicher Berater von Kardinal Joseph Frings. Kardinal Frings brachte die Formulierung ins Plenum, wo die Formulierung „subsistit“ angenommen wurde.

Ungewöhnlich mag erscheinen, das Selbstverständnis unserer katholischen

Kirche kommt nicht aus einem katholischen Herzen. Der Herrgott weiß warum.

Pfr. Franz Ungerer, I-39012 Meran

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Prof. Dr. Hubert Gindert
Postfach 11 16
86912 Kaufering
- Dekan Ludwig Gschwind
Mindelzell
Hl.-Kreuz-Str. 1
86513 Ursberg
- Pfr. Georg Alois Oblinger
Heinrich Sinz Str. 6
89335 Ichenhausen
- Pfr. Erwin Reichart
Willofserstr. 2
87634 Ebersbach
- Jürgen Liminski
Neckarstr. 13
53757 St. Augustin
- Nathanael Liminski
Neckarstr. 13
53757 St. Augustin

DER FELS - Katholische Monatsschrift.

Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743, e-mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de
Verlagsleitung: ebendorf, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau; Druck: Egger Satz + Druck GmbH Landsberg

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V., Landsberg-Ammersee Bank eG, KontoNr.: 514 75 22, BLZ: 700 916 00

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V., Konto Nr.: 2 493 378, BLZ: 55 000;

Schweiz: Bestellungen wie oben, Fels e.V., Schweizer Postscheckkonto Nr.: 40-352273-9

Für übrige EU-Länder: Wer Spenden auf unser Konto überweisen möchte, kann dies zu Inlandsgebühren erledigen, wenn er bei der Überweisung anstelle der Kontonummer die IBAN (=Internationale Kontonummer) DE 46 7009 1600 0005 1475 22 und anstelle der Bankleitzahl die BIC (Identifikation des Kreditinstitutes) GENODEF1DSS angibt.

Es gibt wohl Zeiten, die der Irrsinn lenkt Dann sind's die besten Köpfe, die man henkt

(A. Haushofer)

Zum Gedenken an Franz Jägerstätter

Von manchen Menschen verlangt das Schicksal eine übermenschliche Entscheidung. Sie sehen ganz klar, dass die große Mehrheit mit Triumphgeschrei einen Weg einschlägt, der unweigerlich in den Abgrund führt. Wer nicht mitrennt, muss gleich sterben.

Franz Jägerstätter war so ein klar-sichtiger Mann. Er wurde 1907 als uneheliches Kind im oberösterreichischen Dorf St. Radegund geboren. Trotz der wirtschaftlichen Not und der Perspektivlosigkeit, die damals in ganz Österreich herrschten, wurde Franz ein fröhlicher junger Mann, der auch zu ausgelassenem Verhalten neigte. Das änderte sich rasch, als Franz Jägerstätter in den 30er Jahren seine spätere Frau Franziska Schwanninger kennen lernte. Der junge Mann wurde nun religiös, was er bisher in keiner Weise war. Er war sogar vor Jahren Vater einer unehelichen Tochter geworden. Im Frühjahr 1936 heirateten Franz Jägerstätter und Franziska Schwanninger. Sie führten ein glückliches Eheleben. Darüber schrieb Franz aus der Kaserne an seine Frau: „Dass wir so glückliche Jahre erlebten, wird uns immer unvergesslich sein. Du weißt auch, wie mich die Kinder freuten. Und deshalb überkommt mich auch hier noch manchmal ein Glücksgefühl, dass mir öfters die Tränen der Freude in die Augen treten, wenn ich an das Wiedersehen denke.“

Auf dieses Glück fiel ein allzu früher Schatten, als 1938 der deutsche Reichskanzler Adolf Hitler Österreich annektierte. Österreich war an den

fatalen Folgen des Diktatfriedens von 1919 zusammengebrochen. Franz Jägerstätter ahnte schon früh, was kommen werde. Er sah in einem Wachtraum ein schreckliches Bild. Ein schöner Eisenbahnzug fuhr mit sehr vielen Leuten um einen Berg. Eine innere Stimme sagte ihm dabei. „Dieser Zug ist der Nationalsozialismus, der fährt in die Hölle.“ Als 1939 der Zweite Weltkrieg begann, stellte sich für Jägerstätter die Frage der Kriegsdienstverweigerung. Als Landwirt kam er zunächst zur Grundausbildung nur für kurze Zeit in die Kaserne. Dort hörte er vom Euthanasie-Programm der Regierung, was ihn darin bestärkte, das ganze System als verbrecherisch einzuschätzen. Ein Dienst mit der Waffe in der Hand für dieses System kam nun für Jägerstätter nicht mehr in Frage. „Man kann nicht Soldat Christi und Soldat Hitlers gleichzeitig sein.“ Wie seine Landsleute Pater Reinisch und Ernst Volkmann durchschaute er auch die Propagandaparolen gegen den Bolschewismus, da das Vorgehen der Nazis dem Vorgehen der Bolschewisten durchaus ähnlich war. Als im Februar 1943 der endgültige Einberufungsbefehl zur Wehrmacht kam, war er schon entschlossen, den Kriegsdienst auch um den Preis des Todesurteils zu verweigern.



Jägerstätter sah ganz klar, dass er als gläubiger Mensch das eigene Leben und das Glück seiner Familie nicht dadurch retten dürfe, dass er auf „den Zug des Unrechts“ aufspringt und dann wahrscheinlich selbst auch Unrecht tun müsste. So kam es, wie es zu erwarten war. Am

6. Juli 1943 wurde Franz Jägerstätter „wegen Zersetzung der Wehrkraft“ zum Tode verurteilt und am 9. August 1943 starb er unter dem Fallbeil. Der Berliner Gefängnispfarrer Kreuzberg schrieb an seine Frau: „Ihr Mann war ein tiefgläubiger und selten ehrlicher Mensch. Wir dürfen sicherlich hoffen, dass Gott ihn aufge-

nommen hat in seine Herrlichkeit.“ Und der Gefängnispfarrer Albert Jochmann sagte noch am Tag der Hinrichtung: „Er hat als Heiliger gelebt und ist als Held gestorben.“ So wie sich Jägerstätter mit seinem Lebensopfer aus der Masse der Menschen herausgehoben hat, so wird ihn nun auch die Kirche durch die Seligsprechung am 26. Oktober 2007 im Linzer Mariendom herausheben.

Es ist tröstlich, dass Helden und Vorbilder dem Gedächtnis der Kirche anvertraut werden, denn „der gute Mensch genießt die Frucht seiner Taten“. (Spr. 14,14)

Eduard Werner